Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 61 (1965)

Heft: 3-4

Buchbesprechung: Bücherbesprechungen = Comptes-rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bücherbesprechungen – Comptes-rendus de livres

Zeitschriften

Scottish Studies. The Journal of the School of Scottish Studies, University of Edinburgh. Band 9, Heft 1, 1965, S. 1–127. Edinburgh, Oliver and Boyd.

Der Einleitungsaufsatz stammt von *Hamish Henderson* und *Francis Collinson:* "New Child ballad variants from oral tradition". Trotz öfters geäusserter Ansichten bei der Publikation von schottischen Liedersammlungen, dies sei nun endgültig die letzte Ernte, gab es immer wieder überraschende Fundergebnisse. Hiefür fiel vielleicht weniger ins Gewicht, dass neue geographische Volksliedregionen entdeckt wurden, sondern es wurden soziale Gruppen «entdeckt», zu denen «man» bisher aus «Standesrücksichten» nicht oder kaum ging: etwa die Grubenarbeiter oder die Kesselflicker (tinkers). Die Verfasser geben den ersten Teil einer solchen Sammlung, die eine Menge von Varianten zu der Child-Sammlung enthält. Jedes Lied ist mit einleitenden Angaben versehen; bei jedem ist auch eine sorgfältig aufgenommene Notation beigefügt. – Der zweite Beitrag macht uns mit einem anderen Arbeitsgebiet der School of Scottish Studies bekannt: "Contributions to a history of domestic settlement in North Uist", verfasst von *Iain A. Crawford.* Es soll in regionalen Feldforschungen alles zusammengetragen werden, was zur Aufhellung der Siedlungsgeschichte vor der "crofting period" (dem Kleinpächterbetrieb) dienen kann. Als Beispiel dient die Kirchgemeinde North Uist in den äusseren Hebriden. Dem Aufsatz sind interessante Photographien beigegeben, welche die Entwicklung ganz primitiver Haustypen erhellen; überdies gibt es Karten, welche die Besiedlung mit den verschiedenen Landwirtschaftsformen aufweisen auf Grund früherer Kartenaufnahmen und älterer Dokumente. Für diesen Fall konnte darauf verzichtet werden, durch einzelne Ausgrabungen möglicherweise Lücken der Dokumentation zu schliessen. – Merkwürdig gut und lange hat sich das crofting-System in Easter Ross erhalten, einer Gegend zwischen dem highland und lowland von Schottland. Darüber berichtet *Joy Tivy*: "Easter Ross: A residual crofting area". In diesem Gebiet hatten die Kleinbauern noch andere Einkommensmöglichkeiten; die grossen Güter wurden hier allmählich veräussert, so dass sich das Pachtsystem in ein Kleinbauern-Besitzersystem wandelte. Es wird aber im Laufe der Zeit ebenfalls verschwinden, und nur in der Landschaftsgestaltung wird es noch darüber hinaus nachwirken. – *J. F.* und *T. M. Flett*, The Bumpkin. Das ist eine der Tanzarten, die nicht in die vier üblichen Tanzgruppen passen. Der Tanz wird von drei Männern und sechs Frauen getanzt; einer der Männer trägt einen Hut, und der Besitz dieses Hutes wechselt im Lauf des Tanzes. – *W. F. H. Nicolaisen*, der ausgezeichnete Ortsnamenspezialist, bringt in seinem Beitrag eine kleine Abhandlung über die Zusammensetzungen mit "sliabh", "slew" (Berg, Hügel). Ausgehend von der Tatsache, dass diese Namen einigermassen gehäuft nur in der Gegend von Galloway in West-Schottland auftreten, sonst aber kaum vorkommen, dass sie hingegen in Irland recht häufig zu finden sind, lässt sich mit einiger Sicherheit der Schluss ziehen, dass sie Zeugnis ablegen für eine vor-nordische, gälischsprechende Besiedlung. Wir haben diese glückliche Anwendung der Ortsnamendeutung zur Erhellung der Siedlungsgeschichte schon mehrfach in den Beiträgen von Nicolaisen mit Gewinn verfolgen können. – Von den kleineren Beiträgen sei einzig noch das hübsche Märchen «Die graue Geiss» erwähnt, das von *D. A. MacDonald* aufgenommen wurde (Text in gälisch und englisch). Es handelt sich um eine Abwandlung der Geschichte vom Wolf und den sieben Geisslein. Wildhaber

Bibliographien und Wörterbücher

Nederlandse volkskundige bibliografie. Systematische registers op tijdschriften, reekswerken en gelegenheidsuitgaven. Bd. 1: *Ingrid Peeters-Verbruggen*, Volkskunde 1888–1938. *K. C. Peeters*, Inleiding. Antwerpen, Centrum voor Studie en Documentatie, 1964. X, 391 S.

Im Jahre 1906 setzte sich Alfons de Cock, einer der Altmeister der «niederländischen»

Volkskunde – ich gebrauche im folgenden den Ausdruck «niederländisch» nicht in geographisch-politischem, sondern nur in sprachlichem Sinne; das vlamische Belgien ist also eingeschlossen, während das holländische Friesland nicht dazu gehört – für eine umfassende niederländische Bibliographie ein, denn sie wäre «van het hoogste nut». Nach umfassenden Planungen und sorgfältigen Vorbereitungen – nicht zuletzt galt es, die finanzielle Sicherstellung auf lange Sicht zu lösen – ist es nun Karel Peeters gelungen, den weitschauenden Plan seiner Verwirklichung nahe zu bringen: der erste Band dieser grossangelegten Landesbibliographie ist kürzlich erschienen. Peeters will eine auf Vollständigkeit abzielende niederländische Bibliographie herausbringen, welche in mehreren Bänden alle Werke, Aufsätze und Miszellen erfassen soll, die in den volkskundlichen und nichtvolkskundlichen Zeitschriften, Gelegenheitsausgaben und Festschriften publiziert wurden. Sein vorläufiger Plan umfasst 12 Teile (die vermutlich als selbständige Bücher gedacht sind). Später würden sich noch die Titel anschliessen, welche die Arbeiten der niederländischen Volkskundler ausserhalb ihres Sprachgebietes und die Arbeiten über «Niederland» in ausländischen Zeitschriften einbeziehen sollten. Die volkskundlichen niederländischen Zeitschriften sollen vollumfänglich exzerpiert werden. Begonnen wurde mit der repräsentativen Zeitschrift «Volkskunde». Es erwies sich als nötig, die umfangreichen Auszüge in zwei Bände herauszugeben. Der erste Band bringt die Titel der Jahre 1888 bis 1938 (es sind im ganzen 3129 Nummern!); der folgende Band soll dann die Jahre 1939 bis 1960 bibliographisch erschliessen. Ingrid Peeters-Verbruggen hat den bibliographischen Teil in vorbildlich umsichtiger Weise besorgt. Als Einführung bietet sie einen Überblick über die Zeitschrift «Volkskunde», ihre Redaktoren, ihre Tendenzen und Zeitbedingtheiten; die Neuerung einer tabellarischen Zusammenstellung der einzelnen Jahrgänge ist ausgezeichnet. (Diese «Einführungen» sind auch für alle anderen exzerpierten Zeitschriften geplant). Eine weitere Neuerung verdient ebenfalls eine ausdrückliche Erwähnung: jeder Titel kann einzeln ausgeschnitten und für einen Handkatalog verwendet werden. (Jeder Titel ist in sich selbst bibliographisch vollständig und verweist nicht auf andere Titel, wie es in altmodischen Bibliographien noch gelegentlich der Fall ist).

Wir vermerken mit Genugtuung und Dankbarkeit, dass das Einteilungsprinzip dem verbesserten Schema der «Internationalen Bibliographie» folgt. Peeters erwähnt – mit vollem Recht –, dass er mit diesem Schema durchaus nicht überall einverstanden sei (ich bin es auch nicht!), dass aber dieses Schema sich nun praktisch eingelebt habe, und dass man deshalb nicht ohne Not zu einem neuen greifen sollte. Dass es in diesem speziellen Fall für die Bedürfnisse einer Landesbibliographie verfeinert – und teilweise modifiziert – wurde, ist völlig gerechtfertigt. Ich möchte den Herausgebern ausdrücklich für ihr grosszügiges Verständnis dem «Plan Hoffmann-Krayer» gegenüber danken; denn es geht ja hier wahrhaftig für jeden einsichtigen Forscher nicht um die Stellungnahme zu einer Volkskunde-Theorie oder gar um ein politisches Volkskunde-Bekenntnis, sondern einzig und allein um eine praktische, internationale Arbeitsbasis. – Wir bewundern die Anlage des grossen Planes, und wir schätzen die vorzügliche Durchführung des ersten Bandes.

Wildhaber

•

Helmut Hagar, A bibliography of works published by Estonian ethnologists in exile 1945–1965. Stockholm, Institutum Litterarum Estonicum, 1965. 63 S.

Es ist erstaunlich, was die sehr regen estnischen Volkskundler in den 20 Jahren ihres Gastlandaufenthaltes gearbeitet und publiziert haben. Eine grosse Zahl ihrer Bücher und Aufsätze greift weit über das estnische Spezialgebiet in skandinavisch-nordosteuropäische und eurasische Zusammenhänge hinaus; sie sind auch interessant um der glaubensmässigen, volksreligiösen Problemstellungen. Es handelt sich um eine ausgesprochen «biographische» Bibliographie, ohne sachliche Aufteilung und ohne Register. Die Namen der Forscher heissen: Helmut Hagar, Eerik Laid, Oskar Loorits, Aime Luht, Felix Oinas, Ivar Paulson, Gustav Ränk, Herbert Salu, Ilmar Talve und L. Vallaste. Wildhaber

A Magyar Néprajztudomány Bibliográfiája 1945–1954. Redaktion: *István Sándor*. Budapest, Akadémiai Kiadó, 1965. 463 S., Namenregister. Zusammenfassungen und Inhaltsverzeichnisse in deutscher und englischer Sprache.

Sándor legt mit diesem Band eine ganz vorzüglich durchgeführte Bibliographie der ungarischen ethnographischen Literatur der Jahre 1945–1954 vor. Er begründet den Beginn der Übersicht mit dem Jahr 1945 durchaus überzeugend damit, dass damals in der Lebensweise und Kultur des ungarischen Volkes tiefgreifende, auch volkskundlich bedeutsame Wandlungen vor sich gingen; da ja auch die politisch-geographische Struktur gegenüber dem Vorkriegsungarn sich änderte, erscheint Sándors Vorgehen völlig gerechtfertigt. Er weist in seiner gutgeschriebenen Einführung auf die Tatsache hin, dass der Anspruch an die gesellschaftlich-historischen Aspekte der modernen Zeit in einer Bibliographie viel stärker zur Geltung komme. Es durften also nicht nur die bedeutsamen Arbeiten über die Geschichte des ungarischen Bauerntums herangezogen werden, sondern es mussten auch die soziographischen Untersuchungen unserer Zeit erwähnt werden. Sehr interessant – auch im Vergleich mit entsprechenden, modernen, deutschen Tendenzen – ist der Einbezug von volkstümlicher Literatur in breitestem Sinne: von Kalendern, Volksbüchern, Leitfäden für Brautführer, Liederheften, allen Arten der Kolportageliteratur, kurz, von allem was zur «Befriedigung der Ansprüche der breitesten Massen» dient. Wir möchten auch alle Forscher und Institute,welche mit «Einteilungsproblemen» beschäftigt sind, auf das klug durchgeführte Schema dieser ungarischen Bibliographie hinweisen. Sándor betont mit vollem Recht, dass Abteilungen wie «Werke mit vermischtem Inhalt» im Grunde nur eine scheinbare, auf jeden Fall eine unbefriedigende Lösung darstellen. Ganz allgemein ist zu sagen dass man mit Erstaunen und mit Achtung die bewundernswerte Arbeitsleistung der ungarischen Volkskunde im dargestellten Dezennium zur Kenntnis nimmt. Wildhaber

Bibliografía argentina de artes y letras. Compilaciones especiales, correspondiente al no. 21/22: Bibliografía del folklore argentino. I: Libros. [Besorgt durch *Augusto Raúl Cortazar*]. Buenos Aires, Fondo nacional de las artes, 1965. 104 S.

Seitdem 1960 ein internationaler Volkskundekongress in Buenos Aires durchgeführt wurde, hat die volkskundliche Tätigkeit in den südamerikanischen Staaten, und vor allem in Argentinien, ganz erfreulich zugenommen. Diese Feststellung gilt nicht etwa nur «quantitativ», sondern sie bezieht sich ebensosehr auf die wissenschaftliche Besinnung. Die vorliegende Bibliographie, die in erster Linie der Initiative von Augusto Raúl Cortazar zu verdanken sein dürfte, legt ein deutliches Zeugnis dafür ab. Vor allem ist hervorzuheben, dass sie systematisch, gleichmässig und klar in der Anordnung durchgeführt wurde. Sie berührt im grossen und ganzen die gleichen thematischen Gebiete, wie sie von der «Internationalen Volkskundlichen Bibliographie» angeführt werden. Die Einteilung ist im argentinischen Buch nach dem moderneren Dezimalsystem vorgenommen. Die Übersichtstabelle hiefür und zusätzliche Indices für Stoffgebiete und Autorennamen erleichtern das Auffinden sehr. Wer sich mit lateinamerikanischer oder vergleichender Volkskunde zu befassen hat, wird an diesem Heft eine nützliche Hilfe haben (mit der einzigen Einschränkung, dass es nicht immer leicht sein dürfte, die Bücher selbst zu beschaffen). Wildhaber

Walter Hirschberg (Hsgb.), Wörterbuch der Völkerkunde. Stuttgart, Alfred Kröner Verlag, 1965. 508 S. (Kröners Taschenausgabe, 205).

Das von Walter Hirschberg in Zusammenarbeit mit zahlreichen Fachwissenschaftlern herausgegebene Wörterbuch der Völkerkunde dürfte auch dem volkskundlich orientierten Leser von Nutzen sein. In den romanischen und in den angelsächsischen Sprachgebieten wird ohnehin zwischen Völkerkunde und Volkskunde nicht scharf unterschieden, und auch bei uns zeigt sich immer wieder, dass beide Disziplinen verwandte Anliegen, Methoden und Zielsetzungen haben. Im Bereich der Technologie, bei Stichwörtern, wie Töpferei, Weberei, Metallverarbeitung, ist eine Trennung zwischen völkerkundlicher und volkskundlicher Betrachtungsweise geradezu unmöglich; gerade hier auch erweist sich

das in einem handlichen Format gehaltene Wörterbuch als äusserst nützlich. Wenn die Bearbeitung der verschiedenen Stichwörter, namentlich auch der ethnologischen Begriffe im engeren Sinn, gesamthaft recht umsichtig und solid erscheint, so sei doch für eine zukünftige Ausgabe ein kleiner Wunsch angemeldet. Zu manchem Stichwort wird, wenn auch notgedrungen in bescheidenem Rahmen, ein Literaturhinweis gegeben, in anderen Fällen, wie etwa beim Stichwort «Spiel», das sehr eingehend behandelt ist, fehlt hingegen jeder Hinweis auf die vorhandene einschlägige Literatur. Vielleicht sollte in diesem Punkt doch eine einheitliche Lösung angestrebt werden. G. Baer

Paulo de Carvalho-Neto, Diccionario del folklore ecuatoriano. Quito, Editorial Casa de la Cultura Ecuatoriana, 1964. 493 S., Abb., Karten. 4°. (Folklore ecuatoriano, 1).

Carvalho-Neto ist einer der besten Kenner der lateinamerikanischen Volkskulturen; er geht den Erscheinungen selbst nach und beschreibt sie aus eigener Kenntnis. Er hat bereits eine Volkskunde von Paraguay verfasst, in welcher er thematisch vorgegangen ist; in der vorliegenden Volkskunde von Ecuador ist der Plan anders angelegt. In vier Bänden soll das Material verarbeitet werden: der 2. Band soll eine Anthologie aus den Volkskundebüchern über Ecuador bringen, der 3. Band wird die geographische Ausbreitung der Erscheinungen zeigen (er wird also eine Art von Atlaswerk sein) und der 4. Band soll sich mit den verschiedenen ethnischen Grundlagen beschäftigen. Der vorliegende erste Band wendet das System des Volkskunde-Wörterbuches an, wie es für die lateinamerikanischen Staaten bereits schon einige Male durchgeführt wurde. In der Einführung legt er ein Einteilungsschema der Volkskunde (nach dem Dezimalsystem) vor; er führt auch bisher erschienene ältere und neuere Arbeiten an. Den Hauptteil des Buches aber nehmen die einzelnen, alphabetisch geordneten Stichwörter ein. Es finden sich darin kürzere und längere Artikel über Forscher, Geschichtswerke, Sachkultur, Volksdichtung, Musik, Tanz, Volkslied, Glaubensbereich, Feste, Tracht, Nahrung. Beinahe jedes Stichwort enthält eine Reihe von Verweisen auf andere Stichwörter; öfters werden Zeichnungen beigegeben; die dazugehörige Literatur wird durch einen Hinweis auf die am Schluss des Buches stehende Bibliographie vermerkt. Besonders ergiebig sind die Stichwörter für weltliche und religiöse Feste: carnaval, Corpus Christi, chihuahua (die an den Festen verbrannten Papier maché-Figuren, wie sie in besonders ausgeprägter Form in Mexiko vorkommen; siehe dazu auch: fuego), diablo (Prozessionsfigur), día de finados (Allerseelen), mascaras, nacimiento, palmas de ramos (mit guten Abbildungen), Reyes, San Juan Bautista, San Pedro, Semana Santa. Ergiebig für den Glaubensbereich sind: higa (fica), magia, die verschiedenen Virgens. Für Tracht und Nahrung sei hingewiesen auf: indumentaria, poncho, chicha (Mais-Branntwein), die verschiedenen Arten von tortilla; unter sitoplastica werden handgeformte Gebäcke beschrieben. Die Stellung des Negers innerhalb der lateinamerikanischen Staaten ist ein interessantes Kapitel; siehe hiezu das Stichwort: negro. – Der Verfasser führt uns mit seinem Buch in ein Gebiet ein, das für uns recht wenig erschlossen ist, und wir dürfen ihm für seine kundige Wegleitung dankbar sein. Wildhaber

Festschriften und Sammelbände

Volkskundliche Studien. Aus dem Institut für Volkskunde der Universität Innsbruck. Zum 50. Geburtstag von Karl Ilg. Besorgt von *Dietmar Assmann*. Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, 1964. VIII, 220 S., Abb., 16 Taf. (Schlern-Schriften, 237).

Wer sich unter einem «Jubilar» einen schon etwas älteren, vielleicht sogar leicht schütteren Herrn vorgestellt hatte, wird nun mit Vergnügen sehen, dass er sich beträchtlich getäuscht hat. Karl Ilg – «unser verehrter Jubilar», wie er in den meisten Beiträgen öfters bezeichnet wird – ist erst 50 Jahre alt; er wird also noch zahlreiche weitere Festschriften erwarten dürfen, so wollen wir hoffen. Das Sympathische am vorliegenden Sammelband, den Dietmar Assmann mit viel Liebe redigiert hat, besteht darin, dass er fast ausschliesslich aus Beiträgen von Ilgs Schülern besteht, welche damit dem «verehrten Jubilar» ihren Dank abstatten wollten. Inhaltlich wird man diese Beiträge häufig eher als Seminararbeiten ansehen und dementsprechend bewerten müssen; denn gewisse Unzulänglich-

keiten haften doch dem einen oder anderen der Aufsätze noch an. Gleich der erste – *Christoph Jentsch*, Vergleichende Studien über Mensch und Siedlung in den Alpen und in Hochgebirgen Asiens – ist im Grunde ein hübscher und anregender Reisebericht, der Ähnlichkeiten zwischen den erwähnten Gebieten im Hinblick auf Siedlungs- und Hausformen, Rodetätigkeit und Viehwirtschaft feststellt; würde man aber Titel und Inhalt streng wissenschaftlich bewerten, müsste man doch sagen, dass der Titel reichlich mehr verheisst als was geboten wird. – *Franz Fliri* bringt einen sehr interessanten Beitrag «Über Veränderungen in der Flur des mittleren Inntals während der letzten dreihundert Jahre». Verschiedenes trifft sicherlich auch für schweizerische Verhältnisse zu. Für Fliris Untersuchungsgebiet ergibt sich die eigenartig berührende Tatsache, dass sich die Revolution der bäuerlichen Arbeitstechnik auf einer noch durchaus mittelalterlich aufgeteilten Flur vollzieht, das heisst also an einem für die neue Technik ungeeigneten Objekt. Damit steht die Flur am Anfang des Verfallstadiums und begünstigt ihren Aufbruch für die Bodenspekulation. Als eigenartiges Flurelement bleibt die Behandlung der Zäune bestehen, trotzdem diese oft sinnlos geworden sind. – In seinen «Gedanken zum ländlichen Siedlungsausbau während des 20. Jahrhunderts im mittleren Inntal» führt *Hans Gschnitzer* aus, wie Arbeiter und Angestellte im Zusammenhang mit der Industrialisierung in die Dörfer ziehen; die dadurch entstehenden Neusiedlungen haben keinen «Dorfplatz» mehr, womit eine wichtige gesellschaftliche Bindung entfällt. – In gutem, knappem Stil schildert *Lioba Beyer* «Siedlungsbewegungen und Wandel des Ortsbildes im innersten Pitztal». Ein hochgelegenes Dorf, das allmählich dem Verfall entgegengegangen wäre, erlebt durch den Alpinismus eine neue Blüte. Die neue Struktur zeigt sich in einer Verbindung von Landwirtschaft und Fremdenverkehr. Als bezeichnende Einzelheit: eine neue Aufgabe bildet die Lösung des Parkproblems im engen Dorf! – Wenn *Alois Köhlmeier* über die sich ändernden «Wohnsitten der Arbeiterschaft im Vorarlberger Rheintal» schreibt, muss er zunächst einmal den Begriff «Arbeiter» klären, der für das Vorarlberg mit seiner frühen, an die Gegend angepassten Industrialisierung eine andere Bedeutung bekam als etwa in einem späteren Grossindustriegebiet. Das Vorarlberg geht hierin mit dem unteren St. Galler Rheintal einig. – *Pankraz Fried* «Almhütten im bayerischen und tirolischen Karwendel. Ein Beitrag zur Haus- und Sachkultur in den Alpen» beginnt mit der Feststellung: «Schon vor Jahrtausenden [Sie haben recht gelesen, geneigter Leser: vor Jahrtausenden!] hat der Almbauer über der Dauersiedlungsgrenze Weide für sein oft einziges Kapital, sein Vieh, gesucht». Dann führt er die Literatur an, wie sie sich bei Torsten Gebhards Aufsatz im Bayerischen Jahrbuch für Volkskunde (1955) findet. Darauf bringt er die Ergebnisse einer Enquête; über alles, was an Angaben noch fehlt, könnten archivalische Untersuchungen Auskunft geben (S. 73) oder alles könnte durch archivalische Forschungen noch ausfindig gemacht werden (S. 75), usw. – *Anni Müller-Schulers* Beitrag über «Sitte und Brauch als bevölkerungsbiologische Faktoren, dargestellt am Beispiel Serfaus» versucht, die Veränderungen der Hochzeitstermine, der Geburtenmonate für spätere Geburten und des Alters der Brautleute aus den Umschichtungen im Bauerndorf zu erläutern; es ist aufschlussreich zu sehen, wie auch die moderne Biologie verhaftet ist mit Forderungen, wie sie sich aus dörflichem Brauch ergeben. – Einen schönen Beitrag zur Volksreligion bringt *Dietmar Assmann:* «Die Wallfahrt zu 'Unserer Lieben Frau im Walde' in Landeck. Untersuchungen zu ihrer Beziehung mit vorchristlichen Kulten und ihrer Volkstümlichkeit». Es handelt sich um den Typus der Maria im Baum; Baumkult und Symbolbaum werden besprochen; der vorwiegend christliche Gehalt wird herausgehoben. Anschliessend schildert Assmann die Entwicklung der Wallfahrt. – *Nikolaus Chr. Kogler* beschreibt im Aufsatz «Die Mirakelbilder der Wallfahrt Mariastein» die neun Bilder, welche sich im Schloss Mariastein im Unterinntal befinden. Sie sind ein wichtiges Dokument aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts für die religiöse Volkskunde. Wir erfahren Einzelheiten über die Gelübdeform der Wallfahrt (barfuss; im Hemd) und über die Opfergaben, unter denen ein Wachskranz erwähnt sein soll, den eine Frau nach einer Geburt spendet. – *Karl Bleimfeldners* Beitrag betitelt sich «Motive der Malereien an Häusern des Wipptales». Religiöse Motive sind vorwiegend, vor allem Muttergottesdarstellungen. Es gibt keine neuen Sebastiansbilder, weil die Viehpest verschwunden ist. Stark im Zu-

nehmen sind Christophorusbilder. Zahlreiche Einzelmotive sind persönlich bedingt: Namens- oder Berufspatrone. – *Eduard Widmoser* «Volkskundliches in Wolkensteins 'Tirolischer Chronik'». Diese Chronik gibt ein Abbild der Zustände um 1600 herum. Der Verfasser stellt vor allem die Angaben über die Talschaften im Südtirol zusammen, wobei die sprachliche Zugehörigkeit besonders herausgehoben wird (Wolkenstein selbst hat allerdings wenig Verständnis für alles, was nicht «Tirolerisch» ist; das ist entweder «grobes Deutsch» oder «Welsch»; zwischen Italienisch, Ladinisch und Friulanisch wird nicht unterschieden; auch der Verfasser macht keine Unterschiede). – Ein solider, erfreulicher Beitrag stammt von *Norbert Wallner* «Zachäus im Tiroler Kirchweihlied. Ein Brauchlied der Gegenwart im Lichte der Überlieferung». Ausgehend vom Zachäuslied der Kirchweih in Zirl stellt Wallner eine Reihe weiterer derartiger Lieder zusammen. Auch die Bedeutung von Zachäus im Volksglauben wird geschildert. Es ist übrigens der einzige Beitrag, in dem «unser verehrter Jubilar» in keiner Anmerkung zitiert wird; es hätte sich doch sicherlich irgendeine Stelle gefunden, die man hätte heranziehen können! – *Karl Santners* Stellungnahme zum Problem der «Tracht in der Kleidung unserer Zeit» ist höchst erfreulich und objektiv. Wir müssen «in den Grundformen 'Kleid' oder 'Kostüm' bei der Frau und 'Anzug' beim Mann die Tracht unserer Zeit sehen, wie sie tatsächlich von der Mehrheit des Volkes getragen wird» (S. 189). Santner bringt gute Beispiele für Arbeits- und Berufskleidungen und für die moderne Sportskleidung. (Bei der prinzipiellen Literatur hätte ich gerne Hävernick zitiert gesehen). – Wenn *Szilveszter Magda* in «Wandlungen in der volkstümlichen Nahrungsweise im Paznauntal» sagt, dass das Wort *marend* aus dem Italienischen stamme (S. 197, Anm. 5), möchte ich doch grosse Bedenken hiezu anmelden. Das Wort ist lateinisch *marenda;* es geht in mehrere romanische Sprachen (und auch in das Bündnerdeutsche) ein, so auch in das Ladinische und Rätoromanische. Für das Paznauntal dürfte der Zusammenhang mit dem Ladinischen naheliegend sein; vgl. zum ganzen Komplex Schweiz. Id. 4, 354, REW Nr. 5521, Pallioppi, Dizionari dels idioms romauntschs 443. – «Zur Situation der Bäuerin in Oberösterreich» führte *Inge Loidl-Eckstein* Befragungen durch, um die wirtschaftliche, soziale und geistige Situation der Bäuerin von heute festzustellen. – Der letzte Aufsatz stammt von *Gertrud Grabner;* der Titel lautet: «Die Bauweise der 'cabane de pierre'. Ein charakteristisches Beispiel für das Traditionsbewusstsein der Bewohner der Camargue». Das wäre sehr schön, wenn der Inhalt sich an den Titel hielte. Die erste Hälfte bringt eine lexikographische Siedlungsgeschichte der Camargue, aus der nirgends das «Traditionsbewusstsein» zu den heutigen Steinhütten hervorgeht. Wie diese Steinhütten genau aussehen (wie man es sich für die Hausforschung gerne wünschte), wie sie gebaut werden, wie ihre Inneneinteilung im einzelnen maßstäblich genau vorgenommen ist, erfahren wir leider nicht; ein Grundriss ist nicht beigegeben; die Photos allein genügen nicht. Wer über Hausprobleme der Mittelmeerkulturen schreibt, müsste zum mindesten eine Ahnung haben von der guten wissenschaftlichen Literatur hierüber. Neben den Arbeiten von Giese, Krüger und seinen Schülern nenne ich: Gerhard Rohlfs, Primitive Kuppelbauten in Europa (München 1957) und Hans Soeder, Urformen der abendländischen Baukunst in Italien und dem Alpenraum (Köln 1964). (Die Steinhütten der Camargue scheinen, soviel ich erkennen kann, Ähnlichkeit zu haben mit der Abb. 299 bei Soeder). Wildhaber

Religiöse Volkskunde. Fünf Vorträge zur Eröffnung der Sammlung für religiöse Volkskunde im Bayerischen Nationalmuseum in München. München, Institut für Volkskunde der Kommission für Bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 1964. XIV, 96 S. (Beiträge zur Volkstumsforschung, 14).

Diese Publikation enthält eine Sammlung von richtungsweisenden Arbeiten für die religiöse Volkskunde, im Zusammenhang mit Religionsphänomenologie und Religionsgeschichte. Einleitend deutet *Torsten Gebhard* Möglichkeiten einer notwendigen Zusammenarbeit zwischen Volkskunde, Kunstgeschichte und Denkmalspflege an. Im ersten Referat berichtet *Rudolf Kriss* von seinem zielbewussten Weg zur Volkskunde und Religionswissenschaft. Dabei geht er unseres Erachtens nicht zu weit, wenn er «gerade der Erforschung des Volksglaubens eine zentrale Bedeutung in der Volkskunde» beimisst.

Er berührt dabei das Spannungsverhältnis zwischen Hochreligion und Volksglauben und beschäftigt sich mit der latenten Frage nach dem gegenseitigen Verhältnis zwischen Religion und Magie auf den einzelnen Entwicklungsstufen. Diese grundlegende Vorbetrachtung dient im besten Sinne als Rechtfertigung und geistige Einordnung seiner Sammlung von Realien in Form von Amuletten, Devotionalien, Sakramentalien und Votivgaben. Man ist dem Verfasser auch besonders dankbar für die scharfe Begriffsbestimmung in Gliederung und Sinnbezug all dieser oft komplexen Gegenstände.

Richard Weiss, dessen Andenken der Band gewidmet ist, befasst sich in seinem letzten öffentlichen Vortrag: «Zur Problematik einer protestantischen Volkskultur» mit dem von den Reformatoren geforderten radikalen Abbau des sinnlich fassbaren Brauchtums und seiner allmählichen Neuformung (Man vergleiche hiezu den neuerlichen, auf das Manuskript zurückgehenden Abdruck im letzten Heft dieser Zeitschrift, S. 75–91).

In seinem programmatischen Beitrag «Wallfahrtsforschung und Volkskunde» postuliert *Leopold Schmidt* eine stärkere Berücksichtigung dieser, für die religiöse Volkskunde zentralen Disziplin im Rahmen der Kulturgeschichte. Als Wallfahrtsansatz dominiert im allgemeinen, seit den Anfängen, der Grabkult, welcher bestimmt wird vom Glauben, dass an diesem Ort der Tote als «segengewährendes Numen» Kraft ausstrahle. Solche Kraft kann an bestimmten Terminen vermittels verschiedener Riten (Prozessionen, Umritten usw.) gewonnen werden. Der Verfasser weist dabei eindrücklich auf die Zusammenhänge zwischen Legendenspielbegründung und Ritual hin, wenn er von der Funktion des «Durchspielens» einer Heilsgeschichte spricht. Auch seine Charakterisierung der Kalvarienberge als «gefrorene Passionsprozession» scheint für das Wesen der Sakrallandschaft einleuchtend. An Hand der grundsätzlichen Frage «Wesen und Bedeutung des Volksglaubens in der Universalreligion» verfolgt *Gustav Mensching* die Strukturwandlungen des Volksreligiösen in seinen Beziehungen zu den Hoch- und Universalreligionen. An Beispielen aus dem Buddhismus, dem Islam und dem Hinduismus erweist sich die auffallende Ähnlichkeit der volksreligiösen Haltung. Von ihr aus stellt sich der Übergang in eine Universalreligion verschiedenartig dar, je nachdem es sich um eine prophetische oder um eine mystische Religion handelt. Von seltsamen Erscheinungsformen religiöser Praxis berichtet *H. J. Kissling*, wenn er «Das islamische Derwischtum als Bewahrer volksreligiöser Überlieferung» ins Blickfeld rückt. Jene, fälschlicherweise mit den christlichen Orden verglichenen, männerbündischen Gemeinschaften haben z. B. das sektiererisch-altchristliche Motiv der Eucharistie bei den Artotyriten sowie in ostkirchlicher Prägung das Tannhäusermotiv in der Legende von den zwei Erzsündern bewahrt. Walter Tobler

Europa et Hungaria. Congressus ethnographicus in Hungaria, 16.–20. X. 1963, Budapest. Redigerunt: *Gy. Ortutay* et *T. Bodrogi*. Budapest, Akadémiai Kiadó, 1965. 537 S., Abb., Notenbeispiele.

Immer mehr setzt sich Ungarn auf dem Gebiete der Volkskunde an den Platz des Vermittlers und Übermittlers der Kulturen zwischen Ost und West. Schon seine geschichtliche Entwicklung weist ihm diese Rolle zu. Dass die heutigen Vertreter der Volkskunde in Ungarn sich bemühen, in objektiver Weise dieser historischen Verpflichtung nachzukommen, legt ein gutes Zeugnis für ihre Wissenschaftlichkeit ab. Im vorliegenden Band, der 40 Kongressreferate wiedergibt, werden immer wieder die Spannungs- und Einflussfelder «Ost» und «West» erwähnt; er ist deshalb ein wertvoller und verdankenswerter Beitrag zur heutigen Situation der Volkskunde in Europa (und auch der europäischen Volkskunde). Irgendwie gesehen sind alle Vorträge interethnisch, ob man nun den Begriff auf die Deutung der rein ungarischen Verhältnisse anwende oder auf die Wechselbeziehungen Ungarns zu den Ländern im Osten und im Westen. Der grössere Teil der Beiträge befasst sich mit der materiellen Kultur und ihren sozialen Hintergründen oder mit der modernen politisch-sozialistischen Umgestaltung der Agrarstrukturen; die übrigen Aufsätze beziehen sich auf das Gebiet der geistigen Kultur. Im Rahmen unserer Berichterstattungsweise wird es nicht möglich sein, auf die Problemstellung der einzelnen Arbeiten einzugehen. Um aber dem Leser doch einen Begriff von ihrem europäischen Wert zu vermitteln, werde ich mich auf die Titelangabe mit einer ganz knappen Charakteristik

beschränken müssen. Ich werde hiebei die elf in kyrillischer Schrift publizierten Artikel weglassen (sie haben keine Zusammenfassungen in einer anderen Sprache; dies ist ohne Vorwurf gesagt, denn die 29 anderen Beiträge haben auch keine Zusammenfassungen, weder in Ungarisch noch in Russisch).

Béla Gunda, Die regionalen und strukturellen Belange der ungarischen Volkskultur (13–25). Man muss die Kulturen in ihren räumlichen, regionalen Gegebenheiten untersuchen und die regionalen Zonen abgrenzen; diese Grenzen sind allerdings schwankend, denn Kulturgebiete sind keineswegs etwas Statisches. Ein und dieselben Kulturelemente können bei Gemeinschaften von verschiedener Sprache und Herkunft gegeben sein; die besondere Kombination und Funktion dieser Elemente und die Art ihrer Integration bestimmen die kulturellen Eigenschaften einer bestimmten ethnischen Gruppe. – *István Tálasi*, Die materielle Kultur des ungarischen Volkes in Europa (27–57). Kritische Übersicht über die vorhandene Literatur und ihre Wertung auf Grund der zeitbedingten Einstellungen. Der Forschungsstand dreier Themenkreise wird eingehend besprochen: Ackerbau, Viehzucht, Volksarchitektur. – *Iván Balassa*, Die ungarischen Geräte der Bodenbestellung und ihre Beziehungen (59–69). Auf Grund des Archivs zur Geschichte der landwirtschaftlichen Geräte, das im Landwirtschaftlichen Museum in Budapest angelegt wird, ist es bereits möglich, sich über den Gesamtbestand des Landes an derartigen Geräten zu orientieren. Die weiteren, noch zu lösenden Aufgaben werden umrissen (z.B. Nomenklatur der Einzelteile). – *Lajos Takács*, Zur Zwiespältigkeit der ungarischen Landwirtschaft (71–77). Die Wirtschaftsformen des Tieflandes (Gehöftwirtschaft) und diejenigen des westlichen und nördlichen Berglandes (Gartenbau) werden skizziert und am Spezialfall des Tabakbaus näher erläutert. – *Milovan Gavazzi*, Zur Frage der Backglocke im südpannonischen Raum (79–93). Der Verfasser untersucht das Problem, warum die Verwendung der Backglocke auf dem offenen Herd nur in einem bestimmten südlichen Teil Pannoniens bekannt ist, und zwar sowohl bei den Ungarn als auch bei den Südslaven. – *Tamás Hofer*, Eine eigenartige ungarische Siedlungsform und ihre europäischen Beziehungen (95–110). Es handelt sich um einen Typus, bei dem eine Gruppe nicht eingezäunter Wohnhäuser umgeben ist von umzäunten Wirtschaftshöfen, in denen Ställe und Scheunen stehen und Gärten angelegt sind. In den Ställen befinden sich Schlafstätten für die Männer. Frauen, Kinder und Kranke schlafen in den Wohnhäusern. Diese Geteiltheit des Familienlebens hängt mit der Arbeitsweise zusammen; das System ist eigentlich die bis in die letzte Konsequenz verwirklichte Unabhängigkeit der wirtschaftlichen Arbeiten vom Wohnhaus. Entscheidend ist also nur die eigentümliche Form der bäuerlichen Betriebsorganisation und der Familienstruktur. – *Klara K. Csilléry*, Historische Schichten in der Wohnkultur der ungarischen Bauern (111–136). Es lässt sich die ganze Geschichte der bäuerlichen Wohnkultur, von ältesten Zeiten her, einigermassen rekonstruieren, vor allem mit Hilfe der Raumeinteilung, von den ganz alten kegelförmigen Hütten an, wie sie den nordeurasischen Hütten entsprechen. Ein weiteres Datierungsmoment ist auch die Stollentruhe. Der Verfasserin kommt ihre ganz ausgezeichnete Kenntnis der europäischen Literatur sehr zustatten. – *Wolfgang Jacobeit*, Möglichkeiten einer verstärkten internationalen Zusammenarbeit auf dem Gebiet der europäischen Agrarethnographie (137–146). Jacobeit weist auf die Mängel der jetzigen Organisation hin und gibt mehr oder weniger ausgearbeitete Vorschläge für eine arbeitsfähige europäische Organisation. – *Maria Znamierowska-Prüfferowa*, Das Sammeln von traditionellen Museumsobjekten der Fischerei unter Berücksichtigung ihrer Systematik (147–161). Vorschlag für Dokumentationskarten, welche europäische Gültigkeit haben sollten. – *Rudolf Weinhold*, Gemeinsamkeiten und Wechselbeziehungen zwischen der ungarischen und deutschen Weinkultur (163–172). Die typischen gemeinsamen Züge dürften vermutlich auf Faktoren aus fremden Einflüssen zurückzuführen sein; in Betracht kommen bestimmte Epochen des Altertums und des Mittelalters. – *István Vincze*, Historische Schichten und Kultureinflüsse in der ungarischen Weinkultur (173–180). Am Beispiel der Rebmesser weist der Verfasser nach, dass die ungarische Rebkultur vier bedeutendere, historische, landschaftliche Produktionstypen aufweist. – *Karl Baumgarten*, Zur Frage einer ethnographischen Hausforschung in Deutschland (189–195).

Die ethnographische Hausforschung in Deutschland sollte stärker als bisher darauf bedacht sein, die rein volkskundlichen Aspekte herauszuarbeiten und sie nicht mit anderen Blickrichtungen zu mengen. – *Olga Skalniková*, Beitrag zum Studium des Einflusses ökonomischer Veränderungen auf die Bildung neuzeitlicher ethnographischer Gebiete (217–223). Für manche Gebiete entstehen durch den Einfluss der sozialistischen Umgestaltung auf die Dorfkultur Voraussetzungen zur Ausbildung qualitativ neuer gemeinsamer Formen von Lebensweise und Kultur. – *Judit Morvay*, The joint family in Hungary (231–242). Die Grossfamilie war die übliche Form bei den Nachkommen der Leibeigenen. Die Verfasserin untersucht sorgfältig die Stellung der einzelnen Familienmitglieder im Grossverband. Kinder gehören immer zur Familiengruppe des Vaters. Das Levirat war üblich.

J. R. W. Sinninghe, Der Bauer in der niederländischen Volkserzählung (243–255). Neben den auch vorkommenden Sagen von unterdrückten Bauern gibt es die Sagen der freien Bauern, für die andere Motive eine entscheidende Rolle spielen: Räuber, Soldaten fremder Heere. – *Éva Veress*, Forschungsfragen der sozialen Gliederung des Bauerntums im feudalen Ungarn (257–264). Bericht über eine Arbeitsgemeinschaft für die strukturell-morphologische Untersuchung der ungarischen Bauerngesellschaften in bestimmten geschichtlichen Situationen. – *Gyula Ortutay*, Between East and West (265–278). Der Verfasser zeigt sehr schön, wie Ungarns Lage zwischen Ost und West ein bestimmendes Merkmal des ungarischen Nationalbewusstseins wurde, und wie für den europäisch denkenden Ethnographen gerade diese Stellung eine reiche Möglichkeit zu vergleichenden Studien bietet. – *Linda Dégh*, Über den ungarischen Märchenschatz (279–289). Versuch einer exakten Präzisierung des ungarischen Märchenschatzes im Bereich der europäischen Märchen, aufgewiesen am Einzelbeispiel des Märchens vom himmelhohen Baum. – *Kurt Ranke*, Grenzsituationen des volkstümlichen Erzählgutes (291–300). Zwei interessante Probleme bei der Verbreitung von komplizierteren Erzählkombinationen werden betrachtet: warum wandert nicht die gesamte Masse des Erzählgutes, sondern bleibt teilweise an den Grenzen (der Sprachen und der Kulturen) stecken, und warum treten bei der Übernahme gelegentlich grundlegende Änderungen auf, welche auch Inhalt und Form einer Erzählung beeinflussen? – *Tekla Dömötör*, Ungarischer Volksglauben und ungarische Volksbräuche zwischen Ost und West (311–323). Die Lebensverhältnisse des ungarischen Bauerntums weisen darauf hin, dass der Volksglaube als osteuropäisch bezeichnet werden muss. Man kann sagen, dass in Ungarn eine Staatsreligion westeuropäischen Typs und eine gesellschaftliche Entwicklung osteuropäischer Prägung aufeinander stossen und so das Brauchtum bedingen. – *Lajos Vargyas*, The importance of the Hungarian ballads on the confines of Occident and Orient (325–332). Der Verfasser weist an Einzelbeispielen Elemente der Übernahme aus dem asiatischen Steppengebiet und solcher aus dem Westen nach; dazu kommen die Elemente, welche in Beziehung zu den osteuropäischen Völkern stehen. – *Cvetana Romanska*, Bulgarische und mazedonische Heldenlieder und historische Volkslieder über Persönlichkeiten aus der ungarischen Geschichte (333–343). Es werden Lieder besprochen, in denen bekannte Persönlichkeiten der ungarischen Geschichte auftreten.

Hristo Vakarelski, Das Studium der ungarischen Volkskultur – ein Mittel zur vollständigeren Erschliessung der Geschichte der bulgarischen Volkskultur (367–373). Es gibt eine grössere Gruppe von sogenannten «neutralen» Lehnwörtern im Bulgarischen, bei denen der Sprachwissenschaftler keine Herkunftsangabe zu geben vermag. Es ist möglich, dass das Studium der ungarischen Volkskultur hier weiter vorzudringen vermag. – *Anna Kowalska Lewicka*, Recherches polonaises sur la culture populaire des Carpates, méthode et réalisation (405–408). Rechenschaftsbericht über das, was von polnischer Seite zur Volkskunde des Karpatenraumes gearbeitet wurde. (Auch die Slovakei, Ungarn und Rumänien sind an der Karpaten-Volkskunde interessiert). – *István Balogh*, Die Typen der Viehhaltung in den zentralen Gebieten des Karpatenbeckens im 19. Jahrhundert (409–416). Ebenfalls ein Beitrag zum Karpatenraum: Bericht über Forschungsergebnisse hauptsächlich der rechtlichen, ökonomischen und sozialen Seite der Viehhaltung. – *Vasil Marinov*, Traditionelle und moderne alpine Schafzucht im mittleren Stara Planina (Balkan) (417–430).

Tätigkeitsbericht über bisherige Studien zur Schafzucht, zur Wanderschäferei und zur Schäferei der nomadisierenden Karakatschanen; daran anschliessend Bericht über die neu gegründeten sozialistischen Schafzüchter-Genossenschaften. – *Soňa Švecová*, Die Beziehungen zwischen Architektur und Familienorganisation in der Slowakei (431–442). Obwohl die Grossfamilie die früher übliche soziale Lebensform war, gibt es keine Häuser, welche die Lebensform dieser patriarchalischen Organisation widerspiegelt. Es gibt zwar neben den Einraumhäusern auch Lang- und Doppelhäuser und Häuser, welche unter einem Dach mehrere Wohneinheiten aufweisen, sogenannte Grossfamilienhäuser; diese sind aber bereits eine Weiterbildung. – *Tamás Hoffmann*, Die Extensivität der ungarischen bäuerlichen Wirtschaftsführung im 18.–19. Jahrhundert (443–450). Historisches Studium erklärt die Bedingungen für die Wirtschaftsführung im 18. und 19. Jahrhundert; eine wesentliche Rolle spielt die türkische Besetzung. – *György Martin*, East-European relations of Hungarian dance types (469–515). Der Verfasser untersucht Tänze, welche vor dem 18. Jahrhundert belegt sind, und weist ihre europäischen Parallelen auf: Schwerttanz (mit den Moresken), Springtänze, «Verbunk» (Geschicklichkeitstänze, etwa: Schuhplattler), Tschardasch. Wildhaber

Brauchtum, Jahreslauf und Glauben

Ingeborg Weber-Kellermann, Erntebrauch in der ländlichen Arbeitswelt des 19. Jahrhunderts auf Grund der Mannhardtbefragung in Deutschland von 1865. Marburg, N. G. Elwert Verlag, 1965. XI, 569 S., 12 Abb. im Text, 12 Taf., 5 Karten. (Veröffentlichungen des Instituts für mitteleuropäische Volksforschung an der Philipps-Universität Marburg-Lahn, 2).

Vor genau 100 Jahren hatte Mannhardt seinen ersten volkskundlichen Fragebogen in 15 000 Exemplaren verschickt; mehr als 2000 Antworten gingen ein. Er selbst – und später dann auch Richard Beitl – haben die mythologischen Angaben des Materials – darauf zielten ja seine vorsichtig abgefassten Fragen – für ihre Studien verwertet. Aber damit war diese grossartige Quelle noch keineswegs ausgeschöpft, und es ist das Verdienst von Ingeborg Weber, ihre Verwertungsmöglichkeit erkannt und die daraus gewonnenen Erkenntnisse in so umsichtiger und überlegener Weise vor uns ausgebreitet zu haben. Daneben geht es aber noch um weit mehr: volkskundliche Generationen und die damit verbundenen verschiedenartigen volkskundlichen Methoden und Wertungen von Brauch und Sinngehalt werden uns auf geradezu spannende Weise bewusst. Nicht etwa, dass die Ergebnisse der «mythologischen Schule» in Bausch und Bogen abgelehnt und verdammt werden müssten, aber wesentlicher für uns ist ein gesichertes, eindeutiges Bild des nüchternen Lebens, der Arbeit und der Arbeitsbedingungen. Und je mehr man in diese Welt Eingang gewinnt, um so plastischer und eindringlicher steht sie vor uns. Dies zu zeigen ist der Verfasserin auf das Schönste gelungen. Ihr Anliegen war, das ländliche Arbeitsleben auf den Erntefeldern des 19. Jahrhunderts in all seiner Realität darzustellen. Die Gebundenheit der Erntebräuche an zeitliche, örtliche und soziale Gegebenheiten steht im Vordergrund ihrer Untersuchungen. Um die beiden Themen der Ernte-Arbeit und der brauchausübenden Gruppen geht es in diesem Buch; auf brauchgeschichtliche Exkurse ist bewusst verzichtet. Wir können dafür eigentlich nur dankbar sein, denn das Buch hat damit an innerer Geschlossenheit gewonnen. Das zentrale Problem bleibt so immer im Vordergrund und wird nicht zurückgestellt durch andersgeartete Fragestellungen; hier heisst es: Wirtschafts- und Sozialwelt des 19. Jahrhunderts als Rahmen, und Fest und Arbeit der Ernteleute als diesen Rahmen füllendes Bild. In klarer Disposition werden die einzelnen Abschnitte vorgeführt.

Zunächst entwirft die Verfasserin mit grosser Einfühlungsgabe ein Lebensbild von Wilhelm Mannhardt. Auch das Nachwirken seiner Auffassungen und die Auseinandersetzung späterer Forscher mit ihnen werden gut abgewogen und gescheit gezeigt. Dann folgt die Wertung des Mannhardtschen Fragebogenunternehmens. Sehr deutlich zeigt die Verfasserin, dass es nicht in Mannhardts Intentionen lag, ein kartographisches Bild zu entwerfen; er wollte nur ein möglichst weitspannendes Material haben, um daraus eine

Art «Urform» zu abstrahieren. Dabei würde sich das Material durchaus für die kartographische Methode eignen; Richard Beitl hat es für die Korndämonen erwiesen, und Ingeborg Weber wertet es aus für die Erntegeräte, die Arbeitsgruppierungen und ähnliches. Das Bedeutsame liegt überdies noch darin, dass ungefähr 70 Jahre später der Atlas der deutschen Volkskunde teilweise ähnliche Fragen stellt, deren Beantwortung interessante Vergleichsmöglichkeiten über zeitliche Entwicklungen erlauben. Der umfangreiche dritte Abschnitt betitelt sich «landwirtschaftliche und soziale Situation – Erntebräuche». Die Unterabteilungen gliedern sich zunächst geographisch in die ostelbischen Provinzen, in die mittel- und norddeutschen Länder und in die west- und süddeutschen Länder. Dass diese Gruppierung ihren Sinn hat, wird sofort ersichtlich, wenn die verschiedenartige Landwirtschafts- und Sozialstruktur der betreffenden Gegenden uns vor Augen geführt wird. Wir müssen uns bewusst sein, dass die Antworten der Mannhardt-Enquête das Bild der ländlichen Verhältnisse in Deutschland um die Mitte des 19. Jahrhunderts aufweisen. Die Verfasserin schildert nun diese Verhältnisse; dann geht sie den Fragen nach, welchen Einfluss diese Gegebenheiten auf die überlieferten Erntesitten hatten und warum die Brauchträger das Fest- und Arbeitsleben der Erntezeit gerade in der jeweiligen betreffenden Art und Weise gestalteten. Die ostelbischen Provinzen umfassen das Gebiet der grossen Herrschaftsgüter; ganz vorzüglich zeichnet die Verfasserin die Stellung der Bauern zur Herrschaft; sie zeigt auch, wie das Bauerntum in diesen Gegenden allmählich zerstört wird und wie daraus die Gruppe der besitzlosen Landarbeiter erwächst, die im Verlauf des 19. Jahrhunderts zu Lohnarbeitern wurden. Wesentlich anders sehen die Verhältnisse in den übrigen Teilen Deutschlands aus; für Mitteldeutschland gelten nicht mehr die Gutsherrschaften, sondern die Grundherrschaften. Besonders wichtig ist, dass die Ablösung der Pflichten in Geld erfolgen kann und nicht durch das Abtreten von Boden. Damit ergibt sich vielleicht eine zeitweilige Verschuldung, aber der Endeffekt zeigt doch eine deutliche Festigung des Bauernstandes.

Als Folge der sozialen Faktoren zeigt die Verfasserin nun in folgerichtiger Weiterentwicklung die jeweiligen Erntebräuche, wobei sie vor allem eingeht auf das Binden und Lösen, auf das Erntefest als Brauchabschluss, auf die Streichverse der Mäher mit der dazugehörigen Sensenmusik und auf die Bezeichnungen, welche für die während des Erntefestes auftretenden Gestalten gebraucht werden. Die folgenden drei Abschnitte sind wieder knapper gefasst, aber es sind vorzüglich geratene Kapitel. Im Abschnitt über «die Wanderarbeiter der Erntezeit» «sollen lediglich die Ergebnisse der vorhandenen Literatur für einige der Hauptwanderungsgebiete referiert werden in dem Bemühen, diesen ausserordentlichen Vorgang der Mobilität weiter ländlicher Bevölkerungskreise in seiner vielfältigen und wechselseitigen Auswirkung von volkskundlicher Seite zu beleuchten». Eine Karte weist graphisch sehr schön die Wanderwege auf. Die Saisonarbeiter kommen vor allem aus Polen, dann gibt es Kaschuben aus Pommerellen; auch Hollandgänger treten auf. In der Schilderung ihrer sozialen Situation ergeben sich teilweise überraschende Parallelen zu den heutigen Fremdarbeitern. Zu den Mannhardtschen Fragen über die verwendeten Erntegeräte und über die Arbeitsteilung gingen besonders ausführliche und zahlreiche Antworten ein, so dass sich hier ein gutes kartographisches Bild zeichnen lässt. Hervorzuheben ist in diesem Kapitel die Schilderung der verschiedenen Bestandteile der Arbeitstracht und der Bedeutung der Brautharke, die vor allem in Pommern den Mäher und seine Binderin als Liebespaar und als Arbeitspaar ausweist. Der Beschluss der Darstellung zeigt, wie mit einer gewandelten Arbeitswelt auch die Brauchfunktion ihren Ausdruck ändert. Beim Anhang soll besonders auf das ausserordentlich ergiebige und für die Sachkultur bedeutsame Wörterverzeichnis von Spezialausdrücken nach dem Mannhardtmaterial von 1865 hingewiesen werden. Es finden sich ferner ein umfangreiches Literaturverzeichnis und sorgfältig bearbeitete Sach-, Personen- und Ortsregister. Wildhaber

Hildegard Schlomka, Das Brauchtum der Jahresfeste in der westlichen Altmark. Köln und Graz, Böhlau Verlag, 1964. 155 S., 10 Karten, 17 Abbildungen. (Mitteldeutsche Forschungen, 33).

Die Verfasserin legt in dem Buche die Ergebnisse bereits weit zurückliegender Aufnahmen (1938/39) aus einem überwiegend bäuerlichen Gebiete vor, das heute zu Ostdeutschland gehört und inzwischen weit einschneidendere Änderungen durchgemacht haben dürfte als die seinerzeit konstatierten. Ein Riehl-Jünger, Max Ebeling, hat 1889 schon einen Teil des hier untersuchten Gebiets beschrieben («Vergessene Winkel»). Das ermöglichte H. Schlomka, auf gewisse Wandlungen hinzuweisen: Rückgang der Spinnstuben, «Absinken» bestimmter Bräuche zu den Kindern u.ä. Sie übertrifft den Vorläufer zugleich mit präzisen, von guten Karten unterstützten Ortsangaben. Die kommentierende und deutende Literatur führt nicht über 1939 hinaus; sie ist zudem nur sporadisch herangezogen. (So wird Freudenthals bekanntes Buch zwar S. 105 für Lichterbräuche am Martinstag, nicht aber S. 38 für die Osterfeuer erwähnt.) Der Wert des Buches liegt denn auch in den mitgeteilten Fakten; wenn auch nur weniges den bekannten Rahmen der Jahresfeste sprengt, so verdienen doch verschiedene Angaben die Aufmerksamkeit der vergleichenden Forscher. Erwähnt sei beispielshalber eine Variante des Eierlaufs an Ostern: Während einer zu einem bestimmten Ziele rennt, muss der andere harte Semmeln aufessen (54). Prächtig sind die liebevoll gesammelten, im Anhang mitgeteilten plattdeutschen Heischelieder für Pfingsten und den Martinstag mit ihren mannigfachen handfesten Drohungen. Von besonderem Interesse sind gerade für die Schweiz die zahlreichen Angaben über Knabenschaften (Koppel oder Chor genannt), denen Mädchengemeinschaften gegenüberstanden. Trümpy

R. und S. Schenda, Eine sizilianische Strasse. Volkskundliche Beobachtungen aus Monreale. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1965. 112 S., 41 Abb. und Zeichnungen im Text. (Volksleben, 8).

Hier liegt der gelungene Versuch vor, aus einem sehr eng begrenzten Lebensraum ein intensiv erfasstes Stück Volksleben der Gegenwart darzustellen. In seinen Beobachtungen und Aufzeichnungen des Alltäglichen knüpft das Verfasserpaar wohl an die Feldforschung von Altmeister Pitrè an, geht aber, was das präzis erfasste Detail anbetrifft, weit darüber hinaus. Der Darstellung liegen die Aufnahmen mündlicher Berichte einiger Bewohner aus einer charakteristischen Strasse von nur einem halben Kilometer Länge zugrunde. Das fast ausschliesslich nach Feierabend zusammengetragene Material behandelt im Hauptteil Umwelt und Lebensformen: Gebäude und Läden, Berufe (worunter die Wanderhändler), Kinderspiele, Kleidung, Ernährung, Krankheiten und Zauber. Hauptgewährspersonen sind die Angehörigen einer typischen Familie («Sardisco») dieser Strasse, zudem wird manches geschöpft aus den Erzählungen eines alten Schneiders und eines Mesners. Letztere Erinnerungen sind besonders ergiebig für die breite und anschauliche Schilderung des religiösen Festbrauchtums und der charakteristischen Frömmigkeitshaltung, in der sich u.a. die Bedeutung der verschiedenen Gelübdeformen neben dem reichen Legendenschatz als ausserordentlich lebenskräftig erweisen. Auffallend im engen Zusammenhang von religiösem Empfinden und von Sinnenfreude sind gewisse fromme Sonderübungen ekstatischen Charakters, welche bis vor kurzem noch geradezu masochistische Züge trugen: wie etwa das Durchlecken des Kirchenraumes, die Selbstverwundung sowie die Überanstrengung beim Tragen religiöser Objekte in den Prozessionen. Interessant auch die Feststellung, dass sich immer wieder eine populäre Opposition gegen die neuartige Distanzierung der Kirche von gewissen Manifestationen der Volksfrömmigkeit regt. Der dritte Teil ist den Riten des Lebenslaufes, Geburt, Hochzeit und Tod, gewidmet. Ihre Beschreibung stützt sich wohl ganz auf direkte Anschauung, so dass auf den Vergleich mit der als wichtige Quelle für die Gegenwartsvolkskunde sonst stets beigezogenen Umfrage Danilo Dolcis verzichtet wird.

In ihrer Schlussbetrachtung stellen die Verfasser auf Grund prüfender Beobachtungen der Volkskultur einer bestimmten Gruppe zwischen 1961 und 1963 auch im sizilianischen Raum einen starken Traditionsschwund seit 50 bis 80 Jahren fest. Die Ergebnisse und Erkenntnisse von Pitrè erscheinen also für die heutigen sizilianischen Großstädte überholt. Eine Rezeption nicht bodenständiger Lebensgewohnheiten hat auch hier seit Ende des Zweiten Weltkrieges immer mehr zugenommen. Allerdings wird betont, dass es sich hier

um keine vollkommene Verdrängung, sondern lediglich um eine Überlagerung handle. Es ist zu hoffen, dass die in Zielsetzung und Ausführung vorbildliche Arbeit bald ähnlichen Untersuchungen zur Gegenwartsvolkskunde ruft. Walter Tobler

Jan de Vries, Altgermanische Religionsgeschichte, Band II. Die Götter-Vorstellungen über den Kosmos. Der Untergang des Heidentums. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1957. 492 S. (Grundriss der Germanischen Philologie, 12 II).

Das vorzügliche, für den Erforscher der altgermanischen Religion wie für den Germanisten im weiteren Sinne unentbehrliche Werk von Jan de Vries stellt sich in der zweiten Auflage mit zahlreichen Karten und Bildtafeln äusserst ansprechend dar. Während der erste Band des Werkes sich mehr mit den allgemeinen Bestimmungen altgermanischer Religion und mit den Quellen und Zeugnissen beschäftigt (2. Aufl. 1956), gibt dieser zweite Band nun ausführliche Charakteristiken der germanischen Hauptgötter sowie der germanischen Vorstellungen über den Kosmos und endlich noch eine knappe Schilderung des Unterganges des germanischen Heidentums.

Den Hauptteil des Buches nehmen die Darstellungen der einzelnen hervorragenden Götter ein. Über jeden dieser Hauptgötter findet der Leser die sprachliche Deutung des Namens (soweit eine solche möglich ist), die Anführung der wichtigsten antiken Zeugnisse und schliesslich das «Bild» des Gottes oder der Göttin, wie es sich aus den überlieferten germanischen Dichtungen, gelegentlich auch aus Felszeichnungen oder anderen künstlerischen Darstellungen und endlich noch im Zusammenhang mit gewissen Ortsnamen ergibt. Für jeden, der über das Wesen der einzelnen germanischen Gottheiten Belehrung sucht, sind diese ausführlichen und dennoch vorsichtigen Darstellungen eine reichhaltige Fundgrube.

Ein kürzeres Kapitel ist den mythischen Vorstellungen der Germanen über den Kosmos gewidmet. Hierzu können Einzelwerke über den germanischen Schicksalsglauben, etwa die von W. Gehl oder Ed. Neumann, Ergänzungen bieten. Ein geschichtliches Kapitel über die Bekehrung der Germanen (ein Thema, das ebenfalls in einem umfangreicheren Einzelwerke dargestellt werden könnte) schliesst diesen zweiten Band von De Vries' Altgermanischer Religionsgeschichte ab. Ein vorzügliches Wort- und Sachverzeichnis (wertvoll vor allem das Verzeichnis der theophoren Ortsnamen), ein Quellen- und Autorenverzeichnis sind der Darstellung beigefügt. Von der Auseinandersetzung mit der Fachliteratur erhält der Leser des De Vries'schen Werkes einen ausführlichen und kritischen, doch nirgends unangenehm polemischen Rechenschaftsbericht. Die anschaulichen Karten und eine Anzahl von Bildtafeln ergänzen den Text dieses «Standard-Werkes» über Altgermanische Religionsgeschichte. Maria Bindschedler, Bern

Erzählliteratur und Mundart

Deutsche Sagen, herausgegeben von den *Brüdern Grimm*. Zwei Bände in einem Band. Nachwort von *Lutz Röhrich*. München, Winkler-Verlag, 1965. 651 S. (Dünndruck-Bibliothek der Weltliteratur).

Zu seinen verdienstlichen und geschmackvollen Dünndruckausgaben – etwa der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen, der Volksmärchen der Deutschen von Musäus, Des Knaben Wunderhorn – fügt der Verlag nun eine schon längst erwünschte und nötig gewordene, wissenschaftlich einwandfreie Neu-Ausgabe der Deutschen Sagen der Brüder Grimm an. Wir sind glücklich, dass dieses Desideratum mit der grössten Umsicht und Editionssorgfalt ausgeführt worden ist; damit ist nun jedem Institut und jedem Sagenliebhaber die Möglichkeit geboten, den quellentreuen Text zu besitzen. Er richtet sich weitgehend nach der von Hermann Grimm besorgten dritten Auflage der «Deutschen Sagen»; nur sinnstörende Entstellungen dieser Auflage wurden nach derjenigen der ersten bereinigt. Orthographie und Interpunktion sind durchwegs modernisiert. Der Ausgabe sind die beiden Vorreden der Brüder Grimm zur ersten Auflage (1816 und 1818) und die Vorbemerkung von Hermann Grimm vorangestellt. Die Quellenhinweise und

Zusätze finden sich am Schluss des Bandes. Besonders verdienstlich ist das Nachwort von Lutz Röhrich, in welchem er in knappen Strichen die Stellung der Grimmschen Sagensammlung in der modernen Sagenforschung umreisst. Seine Ausführungen bieten eine grundsätzliche Stellungnahme aus der Schau der heutigen volkskundlichen Sagenforschung. Auch die Brüder Grimm selbst haben ursprünglich wohl geplant, sich mit den Sagen eingehender auseinanderzusetzen, da sie einen dritten Band mit Anmerkungen (parallel zur Märchensammlung) vorsahen. Aber dieser Vorsatz kam dann nicht zur Ausführung; an seine Stelle trat die «Deutsche Mythologie» als eine Art Ersatz. Damit ist aber auch schon angedeutet, was die Sagen für die Brüder Grimm in erster Linie meinten: Reste altgermanischer Mythologie. Ihr Interesse an den Sagen war historisch-antiquarisch bedingt. Röhrich erwähnt ausdrücklich, dass sich in der Grimmschen Sammlung einige derartige Sagen vorfinden, welche ältesten Kulturschichten der Jägerzeit entstammen dürften (er führt Beispiele an); andere Sagen sind auf die Antike zurückzuführen (etwa die Grenzlaufsage). Röhrich führt aus, was schon vor den Grimms auf dem Gebiete der Sagenforschung herauskam; es war meistens literarischer Art. Erst die Grimms brachten eine möglichst vielseitige, historisch umfassende und geographisch weit gestreute Ausgabe deutscher Sagenüberlieferung heraus. Sie ist auch heute noch, nach Röhrichs Darlegungen, die vollständigste und vielseitigste Anthologie historischer Sagenbelege. Die eigentliche Präsentation, vor allem was die sprachliche Fassung betrifft, müssten wir heute nach anderen Gesichtspunkten durchführen. Auch noch in anderer Hinsicht würden wir heute wohl philologisch-pedantischer sein müssen; die Brüder Grimm haben zwar in ihren Anmerkungen die Fundstellen für ihre Sagen notiert, aber doch nicht immer in zuverlässiger Form. Röhrich weist auch darauf hin, dass sie gelegentlich ganz verschiedene Quellenvorlagen zu einer einzigen Erzählungsnummer vermengten. Als Einführung sind Röhrichs Bemerkungen über die Quellen der Brüder Grimm und über das literarische Weiterwirken ihrer Sagen sehr dienlich. Wildhaber

Lutz Röhrich, Märchen und Wirklichkeit. Zweite, erweiterte Auflage. Wiesbaden, Franz Steiner Verlag, 1964. 320 S.

Dreierlei unterscheidet diese neue Auflage von der seinerzeit hier besprochenen ersten (vgl. SAVk 53 [1957] 39f.): Der Untertitel «Eine volkskundliche Untersuchung» ist weggelassen – zu Recht, denn es kommen auch andere als volkskundliche Gesichtspunkte zur Geltung, das Buch gehört zu den Standardwerken der Märchenforschung überhaupt. An die Stelle des allzu dürftigen Sachregisters der ersten Auflage ist ein zwölfseitiger Index getreten, der nun das reiche Material wirklich erschliesst. Und drittens: Zwei an anderer Stelle erschienene Untersuchungen Röhrichs sind neu in das Buch aufgenommen. Der Aufsatz über «Märchen mit schlechtem Ausgang» fügt sich insofern in die Gesamtthematik, als er darlegt, dass der gute Ausgang, der für Röhrich zu einem konstituierenden Bestandteil des Zaubermärchens wird, «erst das Ergebnis einer kulturgeschichtlichen Entwicklung» sei, «einer Entwicklung zu einer Art von Gattungszwang»; wirklichkeitsnähere Vorformen und Verfallformen sind weniger optimistisch. Noch zwangloser passt Röhrichs Untersuchung über «Die Grausamkeit im deutschen Märchen» in den Gesamtzusammenhang, sie antwortet auf die Frage: «Welchen Wirklichkeitsbezug hat die Märchengrausamkeit?» Röhrich kann auch hier, wie in den anderen Abschnitten seines Buchs, auf reale und glaubensmässige Grundlagen der Märchenmotive hinweisen, auf Menschenopfer, Kannibalismus, Zerstückelung als Voraussetzung der Wiederbelebung und Verjüngung, Rückverwandlung eines Tiers in einen Menschen durch Fellablegen u.a., vor allem natürlich auf mittelalterliche Strafen und Rechtsbräuche. Daneben aber stehen auch unhistorische und phantastisch übersteigerte Strafen. Das Märchen mit seiner Vorliebe für extreme Stilisierung steigert einerseits die Grausamkeit, es nimmt ihr aber eben dadurch (und durch die Anpassung an die fast nur nennende, nicht ausmalende Erzählweise) die Wirklichkeitsschwere, so dass von einem Auskosten der Grausamkeit im Märchen nicht die Rede sein kann. Immerhin weist Röhrich auf die zunehmende Neigung zu realistischer Schilderung in den im 20. Jahrhundert aufgezeichneten Volksmärchen.

Die übrigen Kapitel des Buches sind unverändert. In ihrer reichen Dokumentation und behutsam abwägenden Beurteilung sind sie nach wie vor dem Märchenforscher unentbehrlich. Max Lüthi

Elfriede Moser-Rath, Predigtmärlein der Barockzeit. Exempel, Sage, Schwank und Fabel in geistlichen Quellen des oberdeutschen Raumes. Berlin, Walter de Gruyter, 1964. XVI, 545 S. (Supplement-Serie zu Fabula, Reihe A: Texte, 5).

Wir glauben voraussagen zu dürfen, dass dieser gewichtige Band zu den unentbehrlichen und bedeutenden Nachschlagewerken der Erzählliteratur überhaupt gehören wird. Manches trägt dazu bei: die Zwischen- und Übergangsstellung zwischen geschriebener Literatur und mündlicher Tradition, zwischen nachklingendem Mittelalter und einsetzender Aufklärung, die beide auf ihre Art mahnen und belehren wollen, die ausgezeichnete Auswahl der Texte, die vorzügliche Kommentierung und nicht zuletzt die einfach bewundernswerte Art, mit der sich Elfriede Moser in dieses schwierige, kaum aufzutreibende und unerhört weitschweifige Gebiet so überlegen eingearbeitet hat. Dieses Buch bedarf keiner Empfehlung, und wir können der Verfasserin unsern uneingeschränkten Dank sagen, dass sie nach jahrelanger, mühsamer Arbeit etwas so Schönes und leicht und angenehm zu Lesendes herausgebracht hat. Schon der Einführung spürt man die Beherrschung des Stoffes an; in der gestrafften Darstellung – es sind 90 Seiten – stecken so viele Gedanken über Erzählliteratur, über Tradierung und Rezeption von Typen und Motiven, über bisher in dieser klaren Bewusstheit kaum gekannte Stoffbeziehungen und Predigtfunktionen, dass es ein wirkliches Vergnügen bereitet, sich einzulesen. Unter Predigtmärlein kann eigentlich alles Erzählhafte verstanden werden, aus dem sich irgendeine geistliche oder moralpädagogische Belehrung ableiten lässt; es ist also nicht die Art der Erzählung gemeint, sondern ihre Funktion als Bestandteil der Predigt. In ihrer Einführung gibt die Verfasserin denn auch zahlreiche Beispiele, aus welchen Erzählarten das Predigtmärlein bestehen kann: Exempel, Sage, Fabel, Schwank, Scherzfragen, Sprichwortgeschichten, Witze, Lügengeschichten, Schildbürgereien und Ortsneckereien; nur das eigentliche Märchen eignete sich hiefür kaum. Als ebenso ergiebig wie die Erzählarten erweisen sich die Quellen, welche für die Zusammenstellungen der Predigtmärlein in Frage kommen; es sind die mittelalterliche Exempelliteratur, das erbauliche Schrifttum der Jesuiten um 1600 herum und die Fabel-Überlieferung; für den Schwank kommen vermutlich eher mündliche Quellen in Betracht als die Schwankbücher, deren allzu grosse Derbheiten doch eher Angriffen ausgesetzt gewesen wären. Wenn auch die katholische Barockpredigt durchaus nicht prüde war, hatte sie doch Rücksicht zu nehmen auf Puristen in den eigenen Reihen und auf Kritik von protestantischer Seite.

Zum Editionsprinzip erklärt die Verfasserin, dass sie sich auf die deutschsprachigen Druckwerke beschränkt habe, trotzdem in den Handschriftensammlungen vieler Bibliotheken sicherlich bedeutende Bestände von Predigtkonzepten vorhanden wären, die gleichfalls ausgewertet werden könnten. Aber ihr ging es, unter anderem, auch darum zu zeigen, dass der Prediger der Barockzeit tatsächlich als Vermittler zwischen Literatur und mündlicher Tradition fungiert und dass er damit – funktionell gesehen – Überlieferungsträger und Erzähler innerhalb einer grossen Gemeinschaft ist, mag auch der Erzählort die Kirche und die Gemeinschaft eine Konfessionsträgerin sein. All dies lässt sich am gedruckten Text viel leichter und einwandfreier nachweisen. Allerdings ist der gesamte Bestand an gedruckten Werken bibliographisch noch nicht einmal erfasst – um so verdienstlicher ist das grosse Verzeichnis der Predigtwerke im Anhang – und es lassen sich immer noch Zufallsfunde machen. Ursprünglich gab es massenhaft derartige Bücher in den Klosterbibliotheken, bei Landpfarrern – für die sie ja oft geradezu bestimmt waren – und auch in Familien. Die Aufklärung und die Säkularisationsbewegungen gingen mit dieser Art Literatur höchst rigoros um; wenn immer möglich, wurde sie völlig vernichtet. Einzelne Bücher sind deswegen heute so selten geworden. Im wesentlichen musste sich Elfriede Moser auf den süddeutsch-österreichischen Raum beschränken; sie erwähnt aber in der Einführung auch Beispiele aus dem norddeutschen Bereich und aus anderen Ländern – die katholische Kirche ist ja übernational; sie gibt auch protestantische Samm-

lungen an. Vorgeführt werden 17 Prediger; ihre «Märlein» sind nicht typenmässig geordnet, sondern jeder Prediger wird als «Erzählerpersönlichkeit» geschildert. Eine kurze Biographie steht der Auswahl von Texten voran; die Zahl der Texte für jeden einzelnen Prediger schwankt zwischen 10–20, einzig bei Andreas Strobl ist die Zahl beträchtlich höher. Diese Auswahl bedingte auch Verzichte; die Verfasserin begründet, warum sie gerade auf den bekanntesten dieser Prediger, Abraham a Sancta Clara, verzichtete. Dafür achtete sie darauf, dass sie möglichst Vertreter der verschiedenen Orden berücksichtigte: Kapuziner, Franziskaner, Dominikaner, Benediktiner, Jesuiten; die meisten gehören der zweiten Generation des 17. Jahrhunderts an. Die ausgewählten Exempel selbst wurden zu den besonders üblichen «Märchenzeiten» gepredigt: vor allem als Osterpredigt (risus paschalis) und als Kirchweihpredigt. Massgebend für die Auswahl war aber immer, dass die Märlein das kräftige Nachleben mittelalterlichen Erzählgutes erweisen oder der Volksüberlieferung nahestehende Motive enthalten sollten.

An die Texte – es sind 270 Nummern – schliesst sich ein Kommentar an, der die Nachweise zu den einzelnen Erzählungen vermittelt, und zwar die Quellenlage – soweit sie sich überhaupt ausfindig machen lässt –, die Varianten aus anderen Predigtwerken und endlich weitere Literaturangaben. Für jede einzelne Nummer ist am Rande die entsprechende Type (Aarne-Thompson) oder das entsprechende Motiv (Thompson) angeführt. Den Schluss bilden ein reichhaltiges Quellen- und Literaturverzeichnis, ein alphabetisches Sach- und Motivregister und ein Typenregister. Wildhaber

Geneviève Massignon, Contes Traditionnels des Teilleurs de Lin du Trégor (Basse Bretagne). Paris, Editions A. et J. Picard, 1965. 8⁰, 252 pages, 1 carte et 8 planches illustrant le travail des teilleurs de lin. frs. 26.–.

Eine sehr erfreuliche Veröffentlichung. Die 31 Märchen, in den Jahren 1953/54 und 1964 von der Herausgeberin aufgezeichnet, entstammen dem Repertoire dreier verschiedener Erzähler. Die Herausgeberin versichert: «J'ai tenu à conserver à ces récits la forme même que j'ai recueillie de la tradition orale», und es lassen sich schöne Beobachtungen machen: degagierte Art des Erzählens, Beiseitesprechen zum Publikum hin, Humor (der zuweilen sogar einem funktionslos gewordenen Element ein neues Daseinsrecht zu verleihen vermag, z.B. p. 192), frischer Realismus (eine auffallend grosse Rolle spielt das Essen, mitunter ist es geschickt in den Ablauf der Handlung eingefügt, z.B. p. 162), Lokalkolorit, Spiegelung von Bräuchen – ohne dass je der knappe Erzählstil, der Schilderungen meidet, gebrochen würde. Über einen Punkt möchte man gerne genauer unterrichtet sein: Obwohl neben ausgezeichnet erzählten (z.T. recht langen) Stücken auch schwächere, ungeschicktere stehen, ist doch überall die Formulierung korrekt, die Sprache flüssig; Selbstkorrekturen der Erzähler (Nachholen eines Versäumten) und unfertige Sätze (für Leza Uffer ein Merkmal der «unverfälschten Erzählsprache») kommen nicht vor. Sind sie ausgemerzt worden, oder ist die Sprache dieser bretonischen Flachsbrecher wirklich makellos? Sonst gibt uns Geneviève Massignon alle wünschenswerten Hilfen: Im Vorwort macht sie uns mit Erzählsituation und Milieu vertraut, in dem erfreulich umfangreichen Kommentar diskutiert sie die Motive und die Erzählart, und, besonders bemerkenswert, in einem mehr als 20 Seiten umfassenden Index alphabétique des traits caractéristiques erschliesst sie in vorbildlicher Weise das ganze Werk. Neben vielen internationalen Motiven und Wendungen kann die Herausgeberin auch manche traits originaux feststellen. Wieder eine Ernte der letzten Stunde, die nicht nur dem Forscher kostbares Material in die Hand gibt, sondern auch einige besonders reizvoll erzählte Stücke enthält, die man gerne in einer weiteren Kreisen zugänglichen Ausgabe mit anderen ebenso hübschen Märchen aus modernen Sammlungen vereinigt sähe.

Max Lüthi

Linda Dégh, Folktales of Hungary. Translated. Chicago, The University of Chicago Press, 1965. XLVI, 381 S. (Folktales of the World).

Nun liegt bereits der vierte Band der von Richard Dorson wissenschaftlich einwandfrei herausgegebenen Reihe «Folktales of the World» vor. Wie bei den anderen Bänden wird

auch der neue von einem Vorwort von Dorson eingeleitet. Es scheint mir hier allerdings, als ob ihm doch etwas zu einseitige Unterlagen für sein Vorhaben übermittelt worden seien. Es würde danach die gesamte ungarische Volkskunde nur als die Geschichte dargestellt, die sich um Ortutay und seiner Auseinandersetzung mit anderen politischen Ansichten konzentriert. (Es möge hier ausdrücklich festgestellt sein, dass ich Ortutay für einen der führenden ungarischen Volkskundler und für einen ausgezeichneten Wissenschaftler ansehe; aber es geht in meinen Bemerkungen um etwas anderes). Neben Ortutay spielt in Dorsons Vorwort noch Linda Dégh eine Rolle; Agnes Kovács wird nur am Rande erwähnt. Frühere Sammler und Forscher scheinen mir doch etwas zu wenig objektiv gewürdigt zu sein. Diese gleiche Einstellung wiederholt sich dann in Linda Déghs Einleitung. Ihr Überblick über frühere Quellen der ungarischen Volksdichtung ist doch etwas zu summarisch und zu sehr nur von politischen Gesichtspunkten her gewertet. Für die Herausgeberin ist das Sammeln von Volksdichtung identisch mit dem Kampf um die Unabhängigkeit des ungarischen Volkes, welches unter der Unterdrückung der habsburgischen Herrschaft schmachtete (gegen welche Unterdrückung richtete sich denn eigentlich die Revolution des ungarischen Volkes von 1956?).

Aber genug von dieser politischen Einseitigkeit! Und dafür möge um so stärker das wissenschaftlich Befriedigende an diesem Band herausgehoben werden. Linda Dégh breitet vor uns ein reiches und prächtiges, zuverlässiges Material aus, wie es heute noch in ungarischen Dörfern erzählt wird. Die moderne ungarische Schule geht aus von der Person des Märchenerzählers. Für ihn sind die Märchen ein Entrinnen aus unerfreulicher Wirklichkeit; er drückt in ihnen seine stille Auflehnung gegen die sozialen Ungerechtigkeiten aus, die er im Märchen-Wunschdenken beseitigt. (Logisch weitergedacht könnte es also im neuen Ungarn nur noch Märchen als erstarrte literarische, historische Denkmäler geben, aber sicher nicht mehr als bewusst lebendig erzählte Formen; denn gegen welche sozialen Ungerechtigkeiten im heutigen Ungarn sollte sich denn ein Märchenerzähler im stillen auflehnen wollen?). Bis zu einem gewissen Grade ist die neue ungarische Auffassung natürlich eine völlig begründete Reaktion gegen die vorhergehenden Sammlungen, in denen nur Gewicht auf die «Type» gelegt wurde, die möglichst rein herauskommen sollte, sogar auf Kosten der erzählgetreuen Wiedergabe. Dass wir auf Erzählweise und Erzählzusammenhänge wieder allgemein mehr Gewicht legen, ist durchaus berechtigt. Linda Déghs Auswahl möchte möglichst typische ungarische Stücke wiedergeben und von den internationalen Erzähltypen diejenigen Varianten, welche in Ungarn spezielle, eigentümliche Züge angenommen haben. Die Anzahl der wiedergegebenen Märchen musste eingeschränkt werden, weil die Märchen in Ungarn meist sehr lange ausgesponnen werden. In der Sammlung finden sich deshalb nur einige wenige «Heldenmärchen». Die weiteren Gruppen umfassen Anekdoten (wohl besser: Fazetien), religiöse Geschichten (es sind nicht «Legenden»; ich persönlich würde sie lieber als «anti-religiöse» Geschichten bezeichnen; die Nummern 18 und 19 liest man zwar mit stillem Genuss, aber es handelt sich doch um allzu sophistisch ausgeklügelte Gebilde, die mit der üblichen Bezeichnung «religiöse Geschichten» nichts zu tun haben ausser den übernommenen religiösen Namenträgern; wenn es sich um eine moderne neue «Sozialgattung» handelt, muss dafür auch ein neuer Name geprägt werden, sonst ist die Tendenz zu offensichtlich), Tiergeschichten, Lügenmärchen, historische Sagen und die verschiedenen Gruppen der übrigen Sagen ("local legends"). Einen beträchtlichen Umfang nehmen die Anmerkungen zu den einzelnen Nummern ein; hier kommt Linda Dégh als Wissenschaftlerin am besten zur Geltung, und es ist ein Genuss, ihren Erläuterungen zu folgen. Sie schildert die Erzähler-Persönlichkeiten, führt die Erzählumstände an und untersucht die geographische Dichtigkeit der Typen; auch Vergleichsmaterial aus anderen Ländern wird auf das genaueste beigebracht. Der Band schliesst mit den üblichen Indices: Register der Motive und Typen und allgemeines Register. Wildhaber

Monika Jaeger, Theorien der Mundartdichtung. Studien zu Anspruch und Funktion. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1964. 90 S. (Volksleben, 3).

Die im ganzen sehr kenntnisreiche Arbeit vermittelt einen lehrreichen, freilich nur sehr gedrängten Überblick über die theoretischen Ansichten von Mundart und Mundartdichtung im ausgehenden 18. und 19. Jahrhundert, wobei der schwäbische Raum besonders berücksichtigt ist. In einem ersten Teil 'Entdeckung und Aufwertung der Mundart im 18. und 19. Jahrhundert' werden Kräfte und Gestalten zu einem neuen Sprach- und Mundartverständnis umrissen, besonders die Bemühungen Johann Gottfried Herders, der Grüder Grimm, der Romantiker und Goethes (im Zusammenhang mit seiner Rezension von J. P. Hebels Alemannischen Gedichten). Den Schluss des Kapitels bildet eine kritische Durchsicht der immer wieder in den Einleitungen zu Mundartgedichtbänden oder Abhandlungen über den Wert der Mundart erscheinenden 'Propagandapunkte' für die Mundartdichtung. Nach Umfang und Gehalt ist dieser Teil allerdings im einzelnen etwas knapp ausgefallen: Johann Jacob Bodmers grundsätzliche und stark ins Staatspolitische gehenden Äusserungen (besonders Lob der Mundart 1746) werden nur am Rande erwähnt; bei der Beurteilung der Brüder Grimm müsste mehr zwischen Jacob und Wilhelm differenziert werden, auch ist vom bedeutenden Einfluss Carl Friedrich von Savignys auf das historische Denken der Brüder überhaupt nicht die Rede (die Rezeption Herders durch die Brüder Grimm geht doch weitgehend über Savigny); die Stellung von Andreas Schmeller wird zu einseitig gesehen – schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind doch auch die für Jacob Grimm entscheidenden Bemühungen von Franz Josef Stalder, Leonz Füglistaller, Titus Tobler und Johann Gottlieb Radlof zu notieren. Ausführlicher werden im zweiten Teil der Arbeit 'Theorien der Mundartdichtung' die Bemühungen von Johann Heinrich Voss, Johann Konrad Grübel, Johann Peter Hebel, ferner die Arbeiten von Klaus Groth und Fritz Reuter dargestellt, soweit sie programmatisch oder theoretisch ausgerichtet sind. Verfasser hebt die beiden Pole 'lyrisch' und 'komisch' als Existenzfrage der Mundartdichtung sorgfältig aus dem Dichterstreit Groth-Reuter heraus. Bei der Würdigung der Verhältnisse im Niederdeutschen wäre noch auf das immer noch sehr wichtige Buch von K. Schulte-Kemminghausen, Mundart und Hochsprache in Norddeutschland (Neumünster 1939) hinzuweisen, das den Verhältnissen des 19. Jahrhunderts stark Rechnung trägt. Abschliessend zeigt Verfasser die Spiegelungen niederdeutscher Poetiken in der Mundartdichtung Schwabens vor und nach 1900.

Stefan Sonderegger, Zürich

Volkslied, Spiel und Theater

Hermann Fischer, Volkslied – Schlager – Evergreen. Studien über das lebendige Singen aufgrund von Untersuchungen im Kreis Reutlingen. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V., 1965. 211 S. (Volksleben, 7).

«Von einer Volksliedbetrachtung, die das Singen der Gegenwart untersucht, ist... vor allem zu fordern, dass sie sich den Phänomenen der lebendigen Wirklichkeit öffnet. Eine lebendige Lieduntersuchung, die den Schlager unberücksichtigt lässt, kann der Gefahr nicht entgehen, für die Volkskunde der Gegenwart zu einer wenig erheblichen Reliktforschung zu werden.» Diese Sätze stehen als Leitgedanken über einer neuen Tübinger Arbeit aus dem Schülerkreis Hermann Bausingers, die sich zum Ziel gesetzt hat, «die heutigen musikalischen Ausdrucksformen und Ausdrucksmittel breiter Schichten der Bevölkerung» zu erforschen (S. 128). Zur Untersuchung wurde mit dem württembergischen Kreis Reutlingen ein Gebiet ausgewählt, das eine Stadt und mehrere verschiedenartig strukturierte Dörfer umfasst, das dazu ein soziologisch, geographisch, konfessionell und historisch recht uneinheitliches Gepräge aufweist. Die Siedlungen in der näheren Umgebung von Reutlingen sind bereits weitgehend dem Verkehr erschlossen, verstädtert und industrialisiert, während die Ortschaften auf der Hochfläche der Schwäbischen Alb noch ländlichen Charakter besitzen und sich erst teilweise zu «Arbeiterbauerngemeinden» entwickelt haben. Der Verfasser hat durch Umfragen in Schulen und Erhebungen bei allen noch vorhandenen Singgelegenheiten das Liedrepertoire der einzelnen Generationen ermittelt. Bei der Befragung sah er sich vor die Aufgabe gestellt, besonders die Gelegenheiten und Situationen aufzuspüren, in denen noch ein unmittelbares oder naives Verhältnis der

Sänger zu ihren Liedern beobachtet werden kann, das unbeeinflusst ist von der offiziellen Einschätzung von Volkslied und Schlager. Leider hat es der Verfasser versäumt, genaue Rechenschaft über die angewandte Methode der direkten Befragung zu geben. Der Leser kann sich daher kein Bild machen von der Gestaltung der Fragebogen und erhält keine Einsicht in das daraus gewonnene statistische Zahlenmaterial und seine Auswertung.

Die Ergebnisse der Befragung Jugendlicher überraschen kaum: Bei der Schülergeneration herrschen mit 65% die Schlagerlieder vor; in der Beliebtheit folgen die Fahrtenlieder und die ausländischen Lieder an nächster Stelle. Das auf der Schule gepflegte Volkslied wird ziemlich einmütig abgelehnt. In der mittleren Generation der 25–60jährigen stehen neben dem Schlager das Heimatlied, das Lied des Zupfgeigenhansl, das Lönslied, das Operettenlied und das Evergreen, während das Liedgut der über 60jährigen durch das Vorherrschen des sentimentalen Erzählliedes charakterisiert wird[1]. Daraus zieht der Verfasser den Schluss, dass der Schlager, der bei der Jugend weitgehend an die Stelle des Volksliedes getreten ist, im Laufe der Zeit das Volkslied überhaupt ablösen wird (S. 134). Die Volksliedforschung und besonders die Volksliedpflege werden sich mit diesen Tatsachen auseinanderzusetzen haben. Den Glauben an die Vergänglichkeit des Schlagers wird man wohl endgültig begraben müssen: Die einzelnen Schlagerlieder wechseln zwar sehr rasch einander ab, aber der Schlager als solcher bleibt. Dem Volkslied wird nach der allgemein vorhandenen Meinung der Befragten kaum noch eine zukünftige Bedeutung beigemessen: Es ist von umständlich-antiquierter Sprache, es wird unverändert, unverschoben und in erstarrter Form aus der Vergangenheit übernommen und passt sich kaum noch an unsere heutige Zeit an. (Der in diesem Zusammenhang verwendete Begriff der «Requisiterstarrung» ist nur ein Beispiel für den gelungenen Versuch Fischers, die Terminologie von Bausingers «Volkskultur in der technischen Welt», Stuttgart 1961, für die Liedforschung fruchtbar zu machen. Ähnliches gilt für Begriffe wie Binnenexotik, Horizontzerfall, Mobilität, Umschlagsgeschwindigkeit, Verfügbarkeit u.a.)

Altüberlieferte Volkslieder, etwa Brauchtumslieder oder Balladen, sind nach Fischers Feststellungen so gut wie nicht mehr anzutreffen. Das im Anhang abgedruckte handschriftliche «Liederbuch für Clemens Kazmeier in Würtingen» aus dem 19. Jahrhundert hat demnach für das Untersuchungsgebiet nur noch historisches Interesse. – Auf S. 131 Anm. 258 wird eine andere handschriftliche Sammlung von 50 Volksliedern aus Betzingen erwähnt, die um die Jahrhundertwende entstand. Auch vom Weiterleben dieser Lieder bis in die heutige Zeit erfahren wir nichts; es heisst lediglich, die in der Sammlung enthaltenen Stücke gehörten zu jener Kategorie von Liedern, «die schon ziemlich vergessen ist und nur durch die Gesangvereine gepflegt und erhalten wird» (S. 132). Hier muss man fragen, ob der Blick des Verfassers nicht durch das Überangebot an Schlager und Schnulzen etwas getrübt wurde. Es scheint uns kaum glaubhaft, dass in dem Untersuchungsgebiet heute bereits ein so hohes Mass von Nivellierung erreicht ist. Zumindest die nach 1945 angesiedelten Heimatvertriebenen hätten einer gesonderten Behandlung unterzogen werden müssen. Der Rezensent kann aus eigener Erfahrung bei Aufnahmen in den ebenfalls stark industrialisierten Kreisen Pforzheim und Leonberg in Baden bzw. Nord-Württemberg noch von guten Aufnahmeerfolgen berichten und auf 300 Magnetophonaufnahmen verweisen, unter denen sich auch ein Tonband mit guten traditionellen Kinderspielen und -liedern aus dem Mund von Schulkindern befindet. Selbst wenn die Verhältnisse im Kreis Reutlingen einer nachträglichen Überprüfung standhielten, so müsste man trotzdem davor warnen, die Ergebnisse Fischers zu verallgemeinern und an ihnen die heutige Volksliedsituation insgesamt zu beurteilen. Sie sind, wie der Verfasser richtig hervorhebt, punktuelle Ausschnitte und bedürfen der Bestätigung durch ähnliche Studien in anderen Gebieten. Uns will aber scheinen, dass eine noch so geschickt durchgeführte «Direktbefragung» nach den aktiv-manifesten Äusserungen des Volkslebens auf die Dauer keinen vollgültigen Ersatz darstellen kann für intensive volkskundliche Feldforschung, die er-

[1] Ähnliche Feststellungen traf Heinrich Renner, Wandel der Dorfkultur. Zur Entwicklung des dörflichen Lebens in Hohenlohe (Stuttgart 1965) 95 ff.

fahrungsgemäss in andere latent vorhandene Überlieferungsschichten vorzudringen vermag. Rolf Wilh. Brednich, Freiburg i. Br.

MacEdward Leach, Folk Ballads and Songs of the Lower Labrador Coast. Ottawa, 1965. 332 S., Abb., mus. Noten. (National Museum of Canada, Bulletin 201, Anthropological Series no. 68).

Leach legt hier eine ganz ausgezeichnete Sammlung von 138, teilweise recht altertümlich anmutenden Volksliedern aus Labrador vor. Er hat sie dort im Sommer 1960 unter den Auspizien des kanadischen Nationalmuseums zusammengetragen. In der Einführung gibt er ein anschauliches, lebhaftes Bild der dortigen Siedlungen und ihrer Bewohner. Die Siedlungen sind der Küste entlang angelegt; bis in die jüngste Zeit gab es keine Strassen; die Verbindung war nur auf dem Seeweg möglich. Die Siedlungen blieben also isoliert und praktisch unberührt. Die Siedler selbst sind englischsprechend; sie kommen zum grössten Teil aus England, Schottland, Irland und den Kanalinseln; der Religon nach sind es Protestanten und Katholiken. Genaue Angaben über den Hergang der Siedlung lassen sich nicht mehr ermitteln; etwa vom 17. Jahrhundert an dürfte die dauernde Besiedlung erfolgt sein. Hauptbeschäftigungen waren Fischfang und Konservierung der Fische, Beerensammeln und im Winter Jagd auf Hundeschlitten. Die Männer sind fast immer beisammen, auch nach getaner Arbeit oder bei schlechtem Wetter; sie sind die Traditionsträger. Das Singen geschieht immer von einem Einzelnen vor einer Gruppe. Einzelne Lieder werden sogar mehr oder weniger als das persönliche Eigentum eines Sängers betrachtet. Die Lieder werden innerhalb der Familie tradiert. Die grosse Mehrzahl dieser Lieder sind Balladen; vor allem beliebt sind die sentimentalen Balladen. Vielfach sind es Texte des Bänkelsangs aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Wichtig bei ihnen ist der Inhalt, viel weniger die Musik. Der Musikstil gehört in die britisch-irisch-amerikanische Tradition. Leach's Beitrag zu einer kaum bekannten Balladenlandschaft ist auch deshalb besonders hervorzuheben, weil jedes Lied mit den Noten versehen ist, dazu mit gründlichen Herkunfts- und Vergleichsangaben. Wildhaber

Aurelio Rigoli, Scibìlia Nobili e altre «storie». Con testo a fronte, saggio introduttivo e traduzione. Parma, ed. Guanda, 1965. 139 p., 9 ill. (Piccola Fenice, 25).

Aurelio Rigoli, bestbekannt durch seine beiden Werke «Il concetto di sopravvivenza nell'opera del Pitrè» und «Le varianti della 'Barunissa di Carini'» (vgl. Rez. SAVk 60, 1964, 224f. und 261) bringt zu Handen eines weiteren gebildeten Publikums in seinem neuesten Bändchen 12 Volkslieder (oder «Geschichten», «Legenden»), ausgewählt nach ästhetischen (volkspoetischen) und nicht volkskundlich-dokumentarischen Prinzipien. Das hindert den Verfasser zum Glück nicht, in einer kurzen, aber wissenschaftlich gut fundierten Einleitung die Geschichte der Erforschung der sizilianischen Volkslieder nachzuzeichnen. Das «episch-lyrische (erzählende) Lied» schien noch Ende des letzten Jahrhunderts einzig dem Norden Italiens (mit keltischem Substrat) zuzugehören, während der Süden (mit italischem Substrat) nur das eigentlich lyrische Lied zu kennen schien. Spätere Forschungen führten zur Entdeckung vieler neuer Volkslieder, und die schematische These musste modifiziert werden: Zentrum der Ausstrahlung vornehmlich kurzer Lieder (Romanze und Ballade) war wirklich der Norden, und diese Formen drangen auch weit in den Süden, nur wurden sie dort konkurrenziert von den längeren, komplexeren Liedern, die auch Erzählfunktion haben (vgl. die Studien von G. B. Bronzini). Sie werden mit Musikbegleitung weitergetragen von den Cantastorie, die auch heute noch nicht ausgestorben sind, aber auch von fliegenden Blättern. Das gewöhnliche Metrum ist die sizilianische Oktave in Elfsilbern mit nur zwei Reimen, die sich viermal wiederholen. Etwas seltener ist die epische Oktave mit sechs Versen in Kreuzreim (rima alternata) und einem Reimpaar (rima baciata). Zusammengehängt und mit zusätzlichen Distichen versehen, ergeben sich gelängte Strophen. Dem Inhalt nach unterscheidet man profane und religiöse Lieder. Sie nehmen Bezug auf die sizilianische Geschichte im allgemeinen (Korsarenüberfälle, Banditenwesen) oder auf bestimmte historische Ereignisse (La Barunissa di Carini); sie haben Liebe und Tod, Gott und Sünde zum Thema. Die Wiederholung von Vers-

gruppen und Strophen, die gelegentlich sentenzenartige Sprache, die Innigkeit der Anteilnahme verleihen den Liedern oft bezwingende poetische Kraft. – Die italienische Übersetzung erleichtert das Verständnis des sizilianischen Textes, der den besten Ausgaben entnommen ist. Die typographische Ausstattung ist ansprechend und beweist, dass die Wissenschaft nicht unbedingt gravitätisch einherschreiten muss. Iso Baumer, Bern

Otto Kampmüller, Oberösterreichische Kinderspiele. Linz, Oberösterreichischer Landesverlag in Kommission, 1965. 218 S., 80 Abb. (Schriftenreihe des Institutes für Landeskunde von Oberösterreich, 19).

Als Fortsetzung zu den vor einem Jahr erschienenen Mühlviertler Volksspielen folgt hier eine Sammlung von Kinderspielen, ausgeweitet auf Oberösterreich. Der Verfasser weist darauf hin, dass ein Buch über Kinderspiele, zu denen Geräte gebraucht werden, von anderer Seite geplant sei, so dass er sich auf Reim, Kinderlied und Spiele ohne hiezu gehöriges Gerät eingeschränkt habe. Das Material lieferten Schulkinder aus 12 oberösterreichischen Bezirken; es musste allerdings gelegentlich an Ort und Stelle nachgeprüft werden. In der Hauptzahl der 468 dargestellten Nummern handelt es sich um heute noch übliche Spiele. Der Herausgeber stellt den einzelnen Kapiteln eine Einleitung mit gelegentlichen längeren Erläuterungen voran. Dann folgt die Spielbeschreibung mit Verweisen auf ähnliche Spiele und mit knappen, allgemeinen Erläuterungen. Die beigefügten Illustrationen sind teilweise von Kindern selbst gezeichnet, teilweise stammen sie aus älteren Darstellungen. Die vorgeführten Gruppen gliedern sich in Fingerspiele (mit Hinweisen auf das Fadenspiel), in Spiele, Liedchen und Verse bei den ersten Gehversuchen und bei Kniereite- und Schaukelspielen, in Rätsel- und Ratespiele, in Reigen, Tanzartiges, Springen, Hüpfen, Hinken, Laufen, Fangen, Verstecken, Suchen, in Spiele, in denen das Kind eine Rolle zu übernehmen hat, in Kraft-, Kampf- und Geschicklichkeitsspiele, soweit sie im kindlichen Alter zur Ausübung gelangen, in Gesellschaftsspiele, wie sie im Haus gepflegt werden, und in Spiele, bei denen die Spieler ein bestimmtes Wort oder eine bestimmte Bewegung vermeiden müssen. Hervorzuheben sind das reichhaltige Literaturverzeichnis, das Personen- und das Sachregister, bei dem die Spieltitel gut auffindbar sind.

Wildhaber

Brigitte Schöpel, «Naturtheater» (Studien zum Theater unter freiem Himmel in Südwestdeutschland). Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1965. 248 S. mit vielen Abbildungen. (Volksleben, 9).

In dieser reich illustrierten Schrift ist viel von hoher Literatur, von Berufsschauspielern, von kunstvollen Theaterdekorationen und von Grenzen wie Möglichkeiten der Freilichtaufführungen die Rede, so dass man sich wundern könnte, dass sie überhaupt in einer volkskundlichen Reihe erschienen ist. Der Rezensent gesteht, dass er erst am Ende der Lektüre die Überzeugung gefunden hat, dass tatsächlich eine Berechtigung vorhanden ist: nicht nur darum, weil sich nach den vorgeführten Zeugnissen (vorwiegend aus unserem Jahrhundert) oft Laien an hohe oder hoch sein sollende Literatur gewagt haben, sondern weil das «Naturtheater» immer wieder, unter sozialistischem wie nationalsozialistischem Vorzeichen, als das dem «Volk» gemässe Theater gepriesen wurde. Tatsächlich fanden solche Bestrebungen ein gutes Echo: Die «einfachen Menschen» besuchen heute noch lieber Freilichtaufführungen als Vorstellungen in den vornehmen Theatergebäuden. Oft genug wird, wie die Verfasserin zeigt, dem Geschmack dieses Publikums mit der Wahl der Stücke und mit dem Stil der Inszenierungen Rechnung getragen. So bieten diese Studien in volkskundlicher Hinsicht vor allem weitere Beiträge zum Phänomen des «Folklorismus». – Einige Anregungen sind von der Schweiz aus nach Deutschland gekommen (hierzu hätte noch einiges mehr zitiert werden können als Stadler), aber im wesentlichen gingen die Anstösse von der Oberschicht aus; dort, wo schon Laienvereine in geschlossenen Räumen Theater spielten, konnten sie oft Erfolg zeitigen. Manche Seiten des Buches fördern denn auch wertvolles Material zur Geschichte des deutschen Vereinswesens zu Tage.

Trümpy

Sachkultur

Christoph Simonett, Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden. Band I: Die Wohnbauten. Unter technischer Mitwirkung von *J. U. Könz*. Basel, Verlag Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, 1965. 255 S., 600 Abb., 1 Farbtafel, 1 Karte.

Unter der Leitung der «Aktion für schweizerische Bauernhausforschung» im Rahmen der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde hat ein vielgliedriges kantonales Arbeitskomitee anknüpfend an die Bestrebungen der Bündner Vereinigung für Heimatschutz seit etwa zwanzig Jahren ein beachtliches dokumentarisches Material zusammengetragen, das 226 Gemeindemappen, 7180 Objekte, 8150 Photoaufnahmen, 6000 Grundrißskizzen und 107 Kartenpläne, Luftaufnahmen u.dgl. ergab. Seine technische Bearbeitung übertrug man dem als Kenner und Hausforscher mehrfach bewährten Architekten *J. U. Könz* und gewann für Text und Gesamtabfassung der Ausgabe den Graubündner Kunsthistoriker Christoph *Simonett*. Wer in der gängigen Hausbauliteratur ein wenig bewandert, also dickleibige, mit Bilderanhängen und Faltplänen befrachtete Grossbände gewohnt ist, wird diesen mit Spannung erwarteten ersten und verhältnismässig schmalen Band des neuen Schweizer Bauernhauswerkes mit einiger Überraschung zur Hand nehmen. Es zeigt sich indessen bald, dass man hier bei der Versorgung eines ungewöhnlich vielfältigen, reichen Stoffes einen Weg gefunden hat, der die bewährte schweizerische Ökonomie der Mittel mit den inneren Notwendigkeiten des Materials und einer sehr gefälligen äusseren Form verbindet. Das Werk empfiehlt sich dank seiner soliden Ausstattung und besonderen graphischen Gestaltung schon äusserlich, mag sich der Leser auch da und dort durch deren Kunstgriffe etwas überfordert fühlen. Bei soviel spürbarem und liebevollem Aufwand sollten gewisse einfache Regeln der Leserbequemlichkeit nicht unbedingt durchbrochen werden, z.B. sollte die Abrollung zusammengehöriger Grundrisse möglichst immer in der gleichen Reihung und Richtung erfolgen und sollte der Abbildungsmaßstab von Ansichten, Rissen und Schnitten eines bestimmten Objektes nicht zu stark differieren, damit die Vergleichbarkeit gewahrt bleibt. Die Praxis eines festen Zahlenschlüssels zur Planbezeichnung der verschiedenen Raumfunktionen hat Vorteile, die unter Umständen auf Kosten des Benützers und Lesers gehen.

Wie Simonett in seiner Einleitung selbst betont, versucht er in seiner Darstellung «die Entwicklung des Bauernhauses auf Grund archäologisch-kunsthistorischer Kriterien aufzudecken». In der Tat ist dies der beherrschende Gesichtspunkt des ganzen Buches. Es behandelt im ersten Abschnitt die Konstruktion, im umfangreichen Mittelteil die Anlagetypen der Wohnbauten, getrennt nach ihrer Lage in Temporär- und Dauersiedlungen, und in einem dritten, kürzeren Schlussteil die Räume des Hauses und ihre Einrichtung. Der Verfasser betrachtet die Bauernhäuser vorab als Baudenkmäler und ordnet diese mit ungewöhnlicher Eindringlichkeit zeitlich und womöglich stilgeschichtlich ein. In dieser durchgehenden Grundeinstellung unterscheidet sich der neue Band zweifellos am deutlichsten von bisherigen Unternehmungen solcher Art und hierin rückt er zugleich am ehesten in die Nähe der bekannten Inventarisationswerke der Kunstgeschichte oder auch der Bürgerhausforschung. Dadurch ergibt sich für Graubünden ein Gesamtbild von erstaunlicher zeitlicher Tiefe, wie dies sonst im zentraleuropäischen Raum meines Wissens an Bauernhäusern bisher kaum in solcher Eindringlichkeit und Breite abgelesen worden ist. Selbst wenn man von den vereinzelten Bauüberlieferungen und -relikten absieht, die bis ins Frühmittelalter reichen, verteilt sich die Masse der bearbeiteten Baubestände auf den beachtlichen Zeitraum von etwa 1200 bis 1800. Das überdurchschnittlich hohe Baualter der Häuser Graubündens hängt gewiss mit der hier und namentlich in den Südtälern stärker verbreiteten Steinbauweise zusammen. Hier aber bewährt sich besonders die Erfahrung Simonetts, zeigt sich eindrucksvoll seine Vertrautheit mit den Eigenarten der verschiedenen Formen des Steinverbandes, der Mauerungs-, Gewölbe- und der Putztechniken, der Wandfugen, Eckverbände, Wandöffnungen bei Türen, Fenstern, Lichtnischen und Rauchlöchern und ähnlicher Dinge noch mehr. Simonetts vorwiegend kunstgeschichtliche Betrachtungsweise, seine Methode der festen Datierung kommt aber ebenso auch der Beurteilung der Holzbauten zugute. Es sind vor allem Blockbauten, die

in Graubünden ebenfalls ältestes Heimatrecht besitzen, neben etlichen eigenartigen Resten des Blockständerbaues und vereinzelten Riegelbauten.

Mit Umsicht sind ferner die Holzkonstruktionen bei Simonett behandelt, der beim Blockbau nach der Holzstärke und Art des Eckverbandes drei Grundformen unterscheidet, wobei vollrunde oder nachträglich «abgschiitete» Wandhölzer und vor allem Kanthölzer verschiedener Stärken Verwendung fanden, die an den Ecken verkämmt oder später auch verzapft oder verzinkt wurden. Hier erhebt sich freilich die Frage, ob beim Blockbau, so wie etwa bei der Ausgestaltung der Türgefüge, die Simonett wenigstens in den wichtigsten Ansichten verzeichnet, nicht auch an den Ecküberbindungen und sonst eine stärkere Differenzierung mit näheren Anhaltspunkten für deren entwicklungsmässige und zeitliche Einordnung, im ganzen also genauere Unterscheidungen zu treffen wären. Mancherlei Fragen ergibt auch die Behandlung des Dachwerks, in welche zahlreiche und wichtige Beobachtungen eingearbeitet sind, sosehr sich der Verfasser auf Wesentliches beschränkt. Weggelassen wurde bei den Dachgerüsten zu Unrecht das sogenannte Ansbalkendach, das sich unmittelbar aus der Aufzimmerung der Blockwände bis zur Firsthöhe ergibt, eine verbreitete ursprüngliche Art des Dachgerüstes und vielfach ein Vorläufer der Pfettendächer, den ich übrigens auch schon in der schweizerischen «Wegleitung für die Aufnahmen» (Basel 1948) vermisse. Seite 48 sollte ferner das «reine Sparrendach» als Flachdach nicht nur von den sogenannten «Tessiner Sparrendächern», sondern auch von den echten, steilen Sparrendächern durch eine besondere Bezeichnung etwa als «romanisches» oder «römisches Sparrendach» unterschieden werden. Nützlich und fördernd sind auch Behandlung und Zusammenstellung der Türgewände und Fensterformen, bei denen insbesondere die Koppelung im Blockbau als eine schweizerische Eigenart hervortritt, ferner die schöne Darstellung der Wandausbauten mit Laubengängen, frei vorstehenden Lauben, Balkonen und Erkern.

Mehr als die Hälfte des Buches ist sodann den typologischen Beschreibungen der Häuser und Wohnbauten selbst gewidmet. Simonett geht vom Prinzip der vertikalen und horizontalen Ordnung der Hausräume aus. Leider vermisst man landschaftsräumliche Orientierungshilfen wie Verbreitungskarten und -skizzen in ausreichender Zahl. Simonetts Aufgliederung der zahllosen Bautypen wird nur bestimmt von der Grundrissgestalt, die er dutzendfach ausfächert, und in dieser seiner reinen Gestalttypologie, die ein altes und etwas schwieriges Erbe in der Hausforschung darstellt, gilt weiter nur noch der grosse Modulator der Zeit. Unter den Baubeständen greift er zunächst die elementaren Anlagen im Sinne der Kunstarchäologie heraus. Er beginnt also mit den Wohntürmen, Saalhäusern (richtiger und besser wäre wohl die Bezeichnung als «Saalgeschosshäuser»), Feuerhäusern, Schlafhäusern, Speicher-Schlafhäusern und Speicher-Schlaftürmen und behandelt diese zum Teil hochaltertümlichen und noch vielfach aufrecht erhaltenen Bauschöpfungen in den Temporär- und Dauersiedlungen mit grosser Sachkenntnis und überzeugender Gründlichkeit. Man darf vielleicht sogar sagen, dass in den diesbezüglichen Abschnitten namentlich über die Reste mittelalterlicher Häuslichkeit und Hausbaukunst der besondere Wert dieses Bandes und – wie uns scheint – auch der wichtigste und meiste Zuwachs an neuen Erkenntnissen angelegt sind. Für Volkskunde und Hausbauforschung werden besonders zur Frage der Feuerstätten und Backöfen, der Schlafstellen, des Speicherwesens, der Vorratshaltung im Haus, der Beleuchtung, der Bedürfniseinrichtungen und zur Geschichte der Stube ausserordentlich wichtige, Bisheriges vielfach modifizierende oder neue Gesichtspunkte gewonnen.

In der vielfältigen horizontalen Gliederung der Bündner Bauernhäuser führt uns der Verfasser von einfachen zwei- und dreiräumigen Anlagen mit wechselnder Anordnung von Küche, Stube und Vorraum zu Häusern mit einem ganzen mehrräumigen Wohngeschoss, zu komplizierten Doppelhausanlagen und zu solchen, bei denen mehrere mehrräumige Wohnungen verschiedener Besitzer übereinanderliegen. Simonett sucht die Übersicht hiefür in einem doppelten Dutzend von schematischen Grundrissplänen, wobei er ausserdem nach der Anzahl der Feuerstätten und der Tiefe der Häuser in der Firsterstreckung vorgeht. Daran schliesst sich die Darstellung der Häuser mit Ein- oder Durch-

fahrten oder mit Stallanbau. Es folgen weiters Beispiele für das regelmässig mit den Wirtschaftsräumen und mit verschiedenen Einfahrtserweiterungen verbundenen Hauses nach der Art des Engadins, eine zusammenfassende Betrachtung der Entwicklung des Hauses in den Walsersiedlungen und schliesslich die Erörterung der weitläufigen Anlagen mit sogenannten Susten (Hospize, Tavernen, Gasthöfe, Säumerherbergen).

Im letzten Abschnitt behandelt Simonett sodann die typische Einrichtung der wichtigsten Hausräume vom Keller bis zum Dachboden mit besonderer Berücksichtigung von Werdegang, Entwicklung und Ausstattung der schönen Bündner Stuben. Wir wissen, dass sich der Verfasser auch hier auf wohlvertrautem Felde bewegt. Das spürt man an der Wahl der Beispiele und Bilder. Man verspürt aber auch die drängende Fülle des Materials, das er auch hier kundig und mit Geschick zu einem vorzüglichen Überblick abrundet, der bis hinein in feine Einzelheiten des Stubendekors und bis zur Geschichte und Entwicklung der Möbel vordringt. Der Band enthält schliesslich einen gut gearbeiteten Anhang mit Literaturverzeichnis, Sachregister, Ortsverzeichnis, Bildnachweis, Zeichenerklärungen usw. Aus dem Ortsverzeichnis für Bilder und Objekte entnehmen wir die verhältnismässige Belegdichte der erfassten Bestände und Bauten.

Im ganzen haben wir eine bewundernswerte Leistung vor uns, und wir dürfen uns mit Begierde und frischen Hoffnungen auf den zweiten Teil und Abschluss dieses grundlegenden Werkes über die Bauernhäuser des Kantons Graubünden freuen.

Oskar Moser, Klagenfurt

Gerhard Wietek, Altes Gerät für Feuer und Licht. Oldenburg und Hamburg, Gerhard Stalling Verlag, 1965. 128 S., wovon 60 Abb. (2 farbige).

Diese prächtige Schau schöner Gegenstände, «die aus der Nutzung von Feuer und Licht durch den Menschen ihre Gestalt erhalten haben und dabei nicht selten zu einem Kunstwerk geworden sind», wird besonders wertvoll durch die Begleittexte, welche neben jedem Objekt stehen. Da finden sich ausser den üblichen Katalog- und Inventarangaben allgemeine Bemerkungen kultur- und stilgeschichtlicher Art über jeden einzelnen Gegenstand. Die Objekte kommen aus drei Museums-Sammlungen des Oldenburgerlandes; sie brauchen zwar nicht im Lande selbst hergestellt worden zu sein, aber sie müssen dort im Gebrauch gestanden sein. Sie stammen aus einem Zeitraum von ungefähr sechs Jahrhunderten. Überraschend ist die mannigfaltige Fülle von Dingen, welche alle irgendwie mit Feuer und Licht in Verbindung treten. Da stehen ganz einfache Kienspanhalter neben Kerzenleuchtern aus allen Stilepochen, samt zugehörigen Lichtputzscheren, ja sogar samt Kerzenziehergeräten. Da finden sich die verschiedensten Sorten von Lampen, Laternen und Leuchtern: Kirchenleuchter und Sabbatlampe, Kronleuchter und Leuchterengel, bis zeitlich hinauf zu den Petrollampen des Jugendstiles. Eine weitere Gruppe bilden die Geräte für das offene Herd- oder Kaminfeuer: Kesselhaken, Kaminbesteck, Blasbalg, Röst- und Waffeleisen. An Wärmegeräten werden gezeigt und beschrieben: Bettwärmer, Feuerkieke, Glutbecken, Ofenstülpe, Ofenplatte und Ofen. Feuer wird natürlich auch bei der Jagd verwendet: Feuersteinschloss und Pulverhorn. Zum Anzünden dienen Zunderbüchse und Zündholzbehälter. Und schliesslich muss das Feuer auch gelegentlich bekämpft werden: dazu braucht man den Brandeimer.

Wildhaber

Martin Nowak-Neumann, Serbske narodne drasty. 4: Drasta delnjołužiskich Serbow. – Sorbische Volkstrachten. 4: Die Tracht der Niederlausitzer Sorben. Hrsg. vom Institut für sorbische Volksforschung in Bautzen. Bautzen, Volkseigener Verlag Domowina, 1964. 64 S., 100 Abb. auf Taf., 9 Farbtaf., 1 Karte. Texte auf sorbisch und deutsch.

Zu den früher erschienenen Heften der sorbischen Volkstrachten der Gegend um Schleife, der katholischen Sorben und der Gegend um Hoyerswerda gesellt sich nun dasjenige aus der Niederlausitz, in welcher der heutige Spreewald nur einen kleinen Teil bildet, so dass die Bezeichnung «Spreewaldtracht» nicht ganz zutrifft. Es ist erstaunlich, wie viele Abwandlungen und Spezialausgestaltungen der Tracht nötig waren, um den herkömmlichen Verpflichtungen genügen zu können. Da gab es die Sonntags- oder Ausgehtracht, die Arbeitstracht (die sich nicht wesentlich von der Sonntagstracht unterscheidet, da

häufig die alten Sonntagstrachten zur täglichen Arbeit ausgetragen wurden), die Festtagstracht (etwa für den Tanz, für Fastnacht, für das Erntefest), die Kirchgangstracht, die Trauertracht, die Hochzeitstracht, die Patentracht. Die schönen Abbildungen geben Beispiele dieser verschiedenen Trachtenausformungen; sie zeigen die Bestände der Jetztzeit, der jüngst vergangenen Zeit und der Zeit um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Frühere Belege finden sich nicht sehr viele; in seinem Überblick über die Entwicklung der niedersorbischen Tracht erklärt der Verfasser, dass Zeugnisse aus der Literatur erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts einsetzen. Von der Männertracht haben sich überhaupt nur dürftige Reste erhalten. In seinem einführenden Text gibt Nowak eine kurze Charakteristik der Landschaft, dann verfolgt er jedes einzelne Trachtenstück in seiner ganzen Entwicklung bis zur Jetztzeit. Im allgemeinen muss auch hier gesagt werden, dass der heutige Stand so ist wie überall: noch tragen ältere Frauen die Tracht, sonst verschwindet sie im Alltag. «Dadurch, dass die Volkstracht nur zu besonderen Anlässen getragen wird, verliert sie ihren früheren Charakter und wird zum Kostüm» (S. 56). – Es soll noch besonders hingewiesen werden auf das hübsche Jänschwalder vorweihnachtliche Bescherkind, den sogenannten «bog»; ein verkleidetes Mädchen wird durch das Dorf geführt, es belohnt und bestraft die Kinder. Das Anziehen dieses «bog» geschieht auf beinahe ebenso feierliche Art wie das Ankleiden der Braut. Wildhaber

Jorge Dias, Ernesto Veiga de Oliveira e *Fernando Galhano*, Sistemas primitivos de secagem e armazenagem de produtos agrícolas. Os espigueiros portugueses. [Primitive Trocknungs- und Aufbewahrungseinrichtungen für landwirtschaftliche Erzeugnisse. Die portugiesischen Maisspeicher]. Porto, Centro de Estudos de Etnologia Peninsular, 1961 [Aussentitel: 1963]. 291 S. 145 Photos, 1 Farbtafel, 72 Strichzeichnungen im Text, 1 Karte.

Das typographisch sorgfältig gestaltete Werk bringt im einleitenden Kapitel eine allgemeine Darstellung der vorindustriellen Konservierungs- und Aufbewahrungsmethoden für Lebensmittel. Es folgt auf 15 Seiten eine Übersicht über die in Portugal üblichen Trocknungsmethoden für den Mais, dessen Anbau sich hauptsächlich auf den feuchten atlantischen Nordwesten beschränkt. Sorgfältig wird zwischen den blossen Dreschtennen in den Gebieten des Roggen- und Weizenbaues und den zum Dreschen *und* Trocknen dienenden Tennen der Maisgebiete unterschieden. In den nördlichen Granitgebieten liegen die aus behauenen Steinen gefügten Tennenböden manchmal auf Steinquadern, so dass darunter ein mehr oder weniger hoher Hohlraum bleibt, was der Trocknung der auf der Tenne ausgebreiteten Maiskolben und anderen Feldfrüchten förderlich ist.

In den Gebieten intensiven Maisanbaus findet man in Nordportugal auf der einen Seite der Tenne, die dort viel sorgfältiger gearbeitet ist als in den Gebieten des vorwiegenden Roggen- oder Weizenbaus, meistens eine Art von Schuppen, «alpendre» genannt, worin nachtsüber oder bei Regenfällen die auf der Tenne zum Trocknen ausgelegten Maiskolben gebracht werden. In einigen Orten gibt es sogar, wie in Mitteleuropa, gedeckte Tennen. Ein grosser Teil der Ernte kann aber erst so spät im Jahr eingebracht werden, dass es (nach dem Einsetzen der herbstlichen Regenperiode) nicht mehr möglich ist, ihn im Freien zu trocknen. Deshalb finden wir im ganzen Gebiet des Maisanbaus als wichtiges Merkmal der Kulturlandschaft die Maisspeicher, welche eine grosse Fülle von lokal differenzierten Formen aufweisen. Neben den altertümlichen runden und viereckigen, sich nach oben erweiternden Speicherkörben aus Rutengeflecht finden sich sehr zahlreich die meistens schmalen (Innenraum ca. 80 cm breit), etwa 1,8 m hohen, länglichen, kastenförmigen Speicher zur Aufnahme der Maiskolben. Sie sind durch Sockel und steinerne oder hölzerne Beine vom Boden abgehoben (um den Mais vor Feuchtigkeit zu schützen), sie weisen ausserdem, ähnlich wie die Walliser Stadel und Speicher, «Mäuseplatten» auf. Als Baumaterial findet man entweder Holz allein oder Holz und Stein, es gibt auch «espigueiros», die mit Ausnahme der Türe ganz aus Stein (Granit) gefertigt sind. Neben den schmalen Speichern, welche eine gute Durchlüftung gewährleisten, gibt es auch Doppelspeicher unter einem Dach, mit einem schmalen Gang zwischen den beidseitigen Aufbewahrungskasten. Manchmal befinden sich im gleichen Maisspeicher Abteilungen ver-

schiedener Eigentümer, wobei jeweils die entsprechende Zahl von Türen vorhanden ist, was an die Verhältnisse bei den Walliser Speichern erinnert.

Bei der Darstellung der fast unzähligen Varianten des portugiesischen Maisspeichers gehen die Verfasser von den einzelnen Strukturelementen aus: Sockel, Beine, «Mäuseplatten», Speicherboden, Rahmengerüst aus Stein oder Holz, Wände, Türen, Türstürze, Dach, seitliche Stützen, Türzugänge in Form von Steinblöcken oder Leitern usw. Die Einzelteile und das Ganze werden mit Bezug auf ihre Funktion im Zusammenhang mit den Gegebenheiten der natürlichen Umwelt und den jeweiligen Wirtschaftsformen gebracht. Ähnlich wie unsere Emmentaler-, Luzerner- und Innerschweizer Speicher zeigen auch die portugiesischen «espigueiros» meist eine besonders sorgfältige Ausführung, wodurch sie neben den eher primitiven Wohnbauten wie Schmuckstücke wirken. Den Schmuckformen (vertieften oder erhöhten Ornamenten in Holz und Stein, Rosetten, Jahreszahlen, Sonnenuhren, aufs Dach gesetzten Hähnen, Steinkreuzen und den Malereien auf den Türen) ist ein besonderes, gut illustriertes Kapitel gewidmet. Dann werden die portugiesischen Methoden zur Trocknung und Aufbewahrung des Maises mit denjenigen anderer Maisanbaugebiete in der ganzen Welt verglichen, wobei sich viele funktional bedingte Ähnlichkeiten ergeben.

Man würde meinen, für die heutige Form des Maisspeichers sei in erster Linie die Einführung der Maiskultur in Portugal (nach 1500) massgebend gewesen, aber nach der Meinung der Verfasser handelte es sich damals nicht um eine Neubildung, sondern um die blosse Wandlung vom Hirse- zum Maisspeicher. Und sie sind in der Lage, einen Bildbeleg aus dem 13. Jahrhundert beizubringen, welcher ihre Auffassung, dass der galicisch-portugiesische «espigueiro» schon vor der Einführung der Maispflanze auf der iberischen Halbinsel bekannt gewesen sei, unterstützt. Es handelt sich bei dem Bildbeleg um eine Miniatur aus dem Escorial-Kodex der «Cantigas de Santa Maria» von Alfons dem Weisen, welche zwei auf Säulen und «Mäuseplatten» stehende, mit Ziegeln gedeckte Speicherbauten zeigt, die mit ihren Öffnungen auf der Giebelseite deutlich an die heutigen Formen des galicisch-portugiesischen Maisspeichers erinnern. Die Verfasser sind vorsichtig genug, ihre Darstellung des suevischen Kulturerbes, zu dessen Wahrscheinlichkeit sie noch weitere Zeugnisse beibringen (z.B. die Verbreitung germanischer Namen im ehemaligen suevischen Herrschaftsbereich) ausdrücklich als Hypothese zu formulieren.

Das Werk enthält ein französisches Résumé, welches in Verbindung mit den zahlreichen eindrücklichen Illustrationen ein recht gutes Bild von den wichtigsten Gedankengängen der Verfasser vermittelt. A. Niederer

H. Wieser, Der Brautbecher der Margarete Maultasch. Innsbruck, Universitätsverlag, 1965. 49 S., 7 Fig., 8 Taf. (Schlern-Schriften, 234).

Dieses Heft erschien anlässlich der 600-Jahrfeiern der Zugehörigkeit des Landes Tirol zu Österreich (1363–1963) und der damit im Zusammenhang stehenden Rückkehr des Brautbechers der Tiroler Landesfürstin Margarete Maultasch. Wenn nun der Autor von verschiedenen Blickwinkeln ausgehend den Beweis der allenthalben angezweifelten Echtheit des Bechers recht überzeugend darzustellen versteht und ausserdem das allgemein auch heute noch herrschende, aber falsche historische Bild der Landesfürstin Margarete Maultasch ins rechte Licht rückt, so kann sein lobenswertes Bemühen für die Volkskunde im Groben gesehen aber nur eher am Rande von Interesse sein. Dies wird jedoch dadurch eingeschränkt, dass Wieser an einigen Stellen verständlicher- und berechtigterweise über den engen Rahmen seines Themas hinausgehen muss; und wenn er dabei zum Beispiel auf die hinter bestimmten Ornamenten liegenden Vorstellungen oder auf die Bedeutung der Trinkzeremonien, besonders in Tirol, oder weiters auf die Frage der Siegel im allgemeinen kurz eingeht, so tönt er damit durchaus Themen an, die auch die Volkskunde eng berühren. So ist die Arbeit Wiesers doch schon aus diesem Grunde nicht nur für denjenigen, der sich mit der Geschichte oder Kunstgeschichte des Landes Tirol befasst, von Bedeutung, sondern auch für den Volkskundler lesenswert, dabei aber besonders für denjenigen, dem in seinem Fach das Land an Inn und Etsch ans Herz gewachsen ist. W. Raunig, Basel

Herrmann Steininger, Die münzdatierte Keramik des Mittelalters und der frühen Neuzeit in Österreich. Wien, Verlag Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs, 1964. 214 S., 3 Karten, 35 Abb. auf 18 Tafeln.

Die vorliegende Arbeit ist dazu angetan, die Lücken, die im Studium der österreichischen Keramik liegen, schliessen zu helfen. Sie beschäftigt sich mit Funden aus dem Zeitraum zwischen dem zwölften und achtzehnten Jahrhundert und strebt eine Datierung der Keramik in Österreich in der besagten Zeit mit Hilfe primärer und sekundärer Lagerung von Münzen an. Die dabei gewonnenen Ergebnisse werden dann mit der nicht münzdatierten Keramik in Verbindung gesetzt, und überdies wird auch ein Brückenschlag zu den in diesen Rahmen fallenden mündlichen Traditionen unternommen. Steiningers Zusammenstellung der münzdatierten Keramik als Katalog und ihre Behandlung können dem Volkskundler in mancherlei Fragen wertvolle Hinweise geben und sind als beachtenswerter Beitrag zur Aufhellung der die Keramik betreffenden Fragen in Österreich zu werten. Walter Raunig

Kurze Hinweise

Der Museumsfreund. Aus Heimatmuseen und Sammlungen in Baden-Württemberg. Hrsg. vom Württembergischen Museumsverband in Stuttgart. Heft 6, 1965. 60 S., 102 Abb. – Das ganze Heft ist der «Hafnerware in Südwestdeutschland» gewidmet. *Gerd Spies*, der sich bereits als «bewanderter» Kenner des Themas ausgewiesen hat, bestreitet den Text in Zusammenarbeit mit *Karl Hillenbrand*. Die beiden Herausgeber möchten interessierten Sammlern und den Kustoden der Heimatmuseen eine Art «Bestimmungsbüchlein» für den Verwendungszweck südwestdeutscher Hafnerware vom Ende des 18. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts geben. Es geht ihnen nur um die täglichen Gebrauchsformen und nicht um kunstvolle Einzelprodukte oder um die handwerkliche Technik. Für ihr Vorhaben geben sie eine systematische Gliederung der Objekte nach ihrer Funktion in Krüge, Milchhafenware, Schüsseln, Platten, Brat- und Kochgeschirr, Backgeschirr, Vorratsgefässe, Bügelhenkeltöpfe (Essenträger), Nachtgeschirr, Bettwärmgerät und verschiedenes Gerät. Unter diesem letzteren habe ich Bedenken bei dem auf Abb. 95 gezeigten Haubenständer, der mir nicht gut zu den üblichen Haubenständern zu passen scheint; es gibt auch andernorts ähnliche Formen wie die Abb. 95; auch bei ihnen ist die Funktion nicht geklärt; natürlich ist die Verwendung als Haubenständer möglich, aber ich bezweifle, ob sie einwandfrei gesichert ist. – Die Aufnahmen sind vorzüglich ausgewählt und reproduziert; die Literaturauswahl ermöglicht eine recht umfassende Orientierung.

Proverbium. Bulletin d'informations sur les recherches parémiologiques. Helsinki, Suomalaisen Kirjallisuuden Seura. Nr. 3 (1965); S. 33–64. – Das neue Heft dieses Informationsblattes für Sprichwörter- und Redensartenkunde bringt – neben anderen Mitteilungen – zwei Aufsätze, die hier erwähnt werden sollen. In einem gescheiten Essai schreibt *M. Katharine Elaine* über "The moral force of Montaigne's proverbs". Es kommt sehr schön zur Geltung, wie Montaigne die Sprichwörter zu einer Art Selbstdarstellung verwendet. Der Aufsatz gibt – alphabetisch nach dem wesentlichen Wort angeordnet – eine Liste aller von Montaigne benützten Sprichwörter. – Ein interessantes Thema greift *Hari S. Upadhyaya* auf. Er schildert die Einstellung der Inder zu den höheren Kasten, wie sie sich in den Sprichwörtern äussert. Die angeführten Beispiele beziehen sich auf die Kasten der Priester, der Krieger und der Kaufleute.

Von den Schutzpatronen der Schuhmacher. Text von *Wilhelm Sulser*. Schönenwerd (Kt. Aargau), Bally Schuhmuseum, 1965. 30 (unpaginierte) S., 13 schwarz-weisse und 5 Farbtafeln. – Diese erlesene, geschmackvolle Schrift bringt hervorragendes Bildmaterial über die beiden Schuhmacherpatrone Crispin und Crispinian. Mit drei Ausnahmen gehören die gezeigten Blätter und Plastiken dem Bally Schuhmuseum in Schönenwerd. – Wir möchten bei dieser Gelegenheit auch auf den ausgezeichnet geschriebenen und

prächtig illustrierten «Führer durch das Schuhmuseum der Bally Schuhfabriken» aufmerksam machen, der in 2. Auflage 1948 herauskam (227 S., zahlreiche Abb., Text von Wilhelm Sulser). Konservator der Bally-Museen ist Ed. Engensperger.

[Museumsführer:] Gutenstein – Alte Hofmühle; Museum. Holz und das bäuerliche Nebengewerbe im Schneeberggebiet. Marktgemeinde Gutenstein, Niederösterreich, 1965. 28 S., zahlreiche Abbildungen. Texte von *W. Ast* und *H. Steininger*. – Wir erwähnen diesen Ausstellungsführer deshalb, weil er ganz ausgezeichnete Gerätezeichnungen und kurze Sachbeschreibungen zu verschiedenen dörflichen «Holzgewerben» gibt: Mühle, Holztransport, Sägemühle, Köhlerei, Pecherei, Schindelherstellung. Böttcherei, Korb- und Rechenmacherei.

Czesław Witkowski, Doroczne polskie obrzędy i zwyczaje ludowe. Krakau, Muzeum Etnograficzne, 1965. 92 S., Abb. Zusammenfassungen in deutscher, französischer und englischer Sprache. – Der Verfasser gibt einen Überblick über das polnische (im wesentlichen wohl südpolnische) Material zum festlichen Jahresbrauchtum, wie es im prächtigen Volkskundemuseum von Krakau ausgestellt ist. Die Zusammenfassung lässt einen Einblick tun in die bunte Mannigfaltigkeit der Gruppen, die nach Jahreszeiten geordnet sind. Man möchte sich gerne wünschen, dass es einmal möglich sein würde, einen solch schönen Museumskatalog, mit vielen guten Photos versehen, in einer westlichen Sprache herauszubringen; die Sache wäre es wirklich wert.

Wilhelm Hansen, Ländliches Tagewerk im alten Lippe. Die Gerätesammlung des Lippischen Landesmuseums. Detmold 1965. 18 S., Abb., 1 Karte. (Sonderdruck aus «Heimatland Lippe», Zs. des Lippischen Heimatbundes 58, Nr. 6, November 1965). – Es ist bewundernswert, was in Detmold durch die Initiative des dortigen Museumsdirektors Wilhelm Hansen zustandegekommen ist: in vier Jahren hat er mehr als 2200 Geräte im Lande selbst gesammelt und eingebracht. Im vorliegenden Bericht erzählt er auf liebenswürdige und vergnügliche Art von seinen Sammelfahrten und bringt Bilder vom erworbenen Gut. Diese Sammeltätigkeit hat übrigens auch für andere deutsche Museen prächtige Erfolge gezeitigt, so für Schleswig (durch Lühning), für Hamburg (durch Bierhenke) und für Kommern (durch Zippelius).

Alexander Fenton, Early and traditional cultivating implements in Scotland. *Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland* 96 (session 1962–63; publ. 1965) 264–317, 21 Abb., 7 Taf. – Fenton legt hier eine sehr nützliche und sorgfältig ausgearbeitete und dokumentierte Studie über landwirtschaftliche Geräte in Schottland vor, wie sie in dieser historisch fundierten und geographisch in Einzelgebiete reichenden Art bisher noch nicht existierte. Schon die archäologischen Belege sind überraschend; die ältesten Funde stammen aus den Shetland- und Orkney-Inseln, und zwar teilweise fast 2000 Jahre früher als irgendwelche anderen schottischen Belege. Genaue Tabellen und Karten führen die verschiedenen späteren landwirtschaftlichen Gerätetypen in ihren einzelnen Formen und Ausgestaltungen und in ihren Verbreitungsgebieten vor. Neben den Pflugtypen erwecken hauptsächlich die Spaten unser Interesse, wobei auch auf die Abbildungen mit den Arbeitsgruppen der Torfstecher hinzuweisen ist.

Gerhard Heilfurth, Die Arbeit als kulturanthropologisch-volkskundliches Problem. Sonderdruck aus «Die Mitarbeit, Zeitschrift zur Gesellschafts- und Kulturpolitik» (Heidelberg) 14 (1965), Heft 4, 19–32. – Es ist erfreulich, dass man den höchst anregenden Vortrag, den Heilfurth am diesjährigen Volkskunde-Kongress in Marburg zur Einführung und Themasetzung gehalten hat, nun auch gedruckt in aller Ruhe lesen kann. Er eröffnet durch seine Bezüge auf Soziologie und Kultur-Anthropologie (mit den entsprechenden Bibliographie-Angaben) neue Einblicke in das Problem der Arbeit als eines der zentralen Menschheitsprobleme.

Günter Wiegelmann, Reliktzonen und moderne Gebiete in der bäuerlichen Sachkultur der Neuzeit. In: Kulturraumprobleme aus Ostmitteleuropa und Asien (Kiel, Geographi-

sches Institut der Universität, 1964) 23–36, 1 Karte. – Das Thema der bäuerlichen Sachkultur, gesehen von methodischen Ansätzen her, die wesentlich differieren gegenüber den Gesichtspunkten aus der Zeit um etwa 1930, ist in letzter Zeit neu in den Blickpunkt der Diskussion gerückt. Wiegelmann geht es um eine erste, vorläufige Synthese dieser Sachkultur in Deutschland; anknüpfen muss er hiefür an das Material, das schon Schlenger bis etwa 1934 für den deutschen Atlas vorlag. Die Einordnungsmomente, die für Wiegelmann entscheidend sind, sind Getreide- und Heuernte, Spanntierhaltung und bäuerliche Arbeitsteilung. Im allgemeinen ergibt sich dabei ein deutliches Bild: Norddeutschland führt Neuerungen durch, während der Süden, vor allem Bayern und Österreich, konservativ wirkt. Von der Betriebsgrösse aus gesehen ergibt sich ebenfalls ein eindeutiges Kartenbild: der mittelbäuerliche Familienbetrieb ist am konservativsten; für Neuerungen sind sowohl die Kleinbauern als die Grossbauern aufgeschlossener. Man wird sich allerdings hüten müssen – und Wiegelmann weist mit der nötigen Vorsicht auf diese Tatsache hin – diese Lagerung der Sachkultur auch auf andere Lebensbereiche parallel übertragen zu wollen. Wir begrüssen seinen Aufsatz als einen Beitrag zur Gewinnung eines Bildes von der kulturräumlichen Struktur Mitteleuropas. – Einen weiteren Beitrag hiezu bildet sein Aufsatz «Der 'Atlas der deutschen Volkskunde' als Quelle für die Agrargeschichte», in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 12 (1964) 164–180, 2 Karten. Die beiden Karten zeigen die Art und Weise der Butterherstellung (um 1930) und die Form des Garbenstandes beim Brotgetreide. Zu den von Wiegelmann (auf S. 175) erwähnten Kornharfen ist zu bemerken, dass sie ausser dem an Österreich angrenzenden slovenischen Bereich sich auch in den schweizerischen Kantonen Graubünden und Tessin öfters finden.

Millard Tschudy, New Glarus, Wisconsin. Mirror of Switzerland. Monroe, Wisconsin, The Monroe Evening Times, 1965. V, 34 S., Abb. – Für uns Schweizer ist diese kleine Geschichte einer der angesehensten und bekanntesten Schweizer Siedlungen in den USA äusserst interessant. Es handelt sich um eine vorausgeplante, geschlossene Siedlung, deren Organisation nach streng geregelten Vorschriften gehandhabt wurde, wobei sicherlich manche Ideen aus der Heimat mitgebracht wurden (Landverteilung durch Verlosung; der «Tagwen» mag durchschimmern im Grundsatz: "work was on a communal basis"); 25 Siedler aus dem Kleintal hielten es bei den Siedlern aus dem Grosstal nicht aus und gründeten ihre eigene Abseits-Kolonie. Der Verfasser schildert die Entwicklung des Schul- und Kirchenwesens; mit nüchternen Angaben – auch darin ist vielleicht ein «Heimat-Relikt» zu erkennen – beschreibt er den Übergang der «Schweizer Kolonie» zum «amerikanischen Gemeinwesen» durch das allmähliche Hineinwachsen in die Bürgerpflichten des neuen Staates. Der ursprüngliche Weizenbau kann sich nicht halten; die Käse- und Ziegerproduktion hingegen werden zum «guten Geschäft». Volkskundlich bedeutsam sind wohl auch die äusseren, symbolhaften Feste und Fakten, in denen der New Glarner seine ursprüngliche Heimat zu sehen glaubt: das Fest des ersten Sonntags im August, die traditionelle Aufführung des Schillerschen Wilhelm Tell und die Gründung von zwei Jodelvereinen.

Hans Moser, Kinderfeste. In: Schönere Heimat (München) 54 (1965) 295–300, 3 Abb. – Hans Moser benützt eine Arbeit über das Kaufbeurer Tänzelfest zu einigen ganz vorzüglichen, allgemeinen Bemerkungen über die Kinderfeste. Ihr Ursprung wird «üblicherweise» zurückgeführt auf eine Zeit schwerer Bedrängnis durch Krieg oder Pest, oder dann gelten diese Feste als die Wiedererweckung eines naturkultisch-magischen Brauches in vorchristlichen Zeiten. Zeittypisch ist auch die kostümliche Historisierung dieser Feste. Der Verfasser betont nachdrücklich, dass die meisten der bekannten grösseren Kinderfeste wohl frühestens im 16. und 17. Jahrhundert entstanden sein dürften und dass zunächst immer ein möglicher Zusammenhang mit Schulfesten in Betracht gezogen werden sollte.

Karl Haiding, Berchtenbräuche im steirischen Ennsbereich. In: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 95 (1965) 322–338, 12 Abb. auf 2 Taf. – Nachdem

der Verfasser zunächst eine Würdigung der bisher vorliegenden Berchten-Literatur gegeben hat, beschäftigt er sich eingehend mit zwei brauchtümlichen Erscheinungen (die verwandten Berchtensagen zieht er absichtlich nicht heran): mit den Umzugsgestalten der Berchtnacht und mit dem «Gabentisch». Üblicherweise gehen die Gestalten am Vorabend des Dreikönigstages um. Früher waren es nur Frauen, welche als Berchten auftraten; heute sind es schon öfters Männer, aber auch sie legen weibliche Kleidung an. Die Zahder auftretenden Gestalten ist heute nicht mehr genau festgelegt; früher schienen es vorwiegend drei zu sein: eine weisse, eine rote und eine schwarze Bercht. Ihre Vermummung bestand bis in jüngste Zeit darin, dass sie ihr Haar als Schleier über das Gesicht fallen liessen; eventuell konnte anstelle des Haars auch Flachs, Werg oder Stroh treten; manchmal wurde das Gesicht mit Russ geschwärzt; Larven sind selten. Neben der gewöhnlichen Bercht erscheint auch die Schnabelbercht, und zwar vielfach an Lichtmess als sogenannte Lichtmessbercht; heute ist sie meist nur noch Kinderschreck. – Recht altertümlich und eigenartig muten die Bräuche um den «Gabentisch» an. Auf dem Tisch steht die Berchtenmilch, die in feierlicher Speisegemeinschaft teilweise verzehrt wird; der Rest gehört den Berchten. Um den Schüsselrand herum werden die Löffel gelegt; mit ihnen verbindet sich das (mehr oder weniger allgemeine, winterliche) Orakel über drohenden Tod und zukünftiges Glück.

Ernst Burgstaller, Über einige Gestalten des Thomasbrauchtums in Oberösterreich. In: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 95 (1965) 306–321, 1 Verbreitungskarte. – Seit der Gregorianischen Kalenderreform übernimmt der Thomastag die Bräuche,welche früher auf den Luzientag fielen. Es handelt sich einerseits um das Orakelbrauchtum, wie es aber am Andreas- und Weihnachtsabend in derselben Weise üblich ist, andrerseits um das Auftreten von Masken von einer unerhörten Wildheit. Diese Masken gehören heute mehr oder weniger der Vergangenheit an; sie leben aber noch weiter als Kinderschreck und Gespenster. Die wesentlichsten Gestalten, die sich kartographisch in ihrem Verbreitungsgebiet deutlich abheben, sind der («blutige») Thomerl, der Thomasschädel, der Thomasnigl und der Thomaszoll. Als eigenartiges Einschiebsel in diese Zonen ist der Zwiebart-Thomerl anzuführen, der durch einen auffälligen Doppelbart gekennzeichnet ist; Burgstaller versucht ihn mit gallo-römischen, keltischen Belegen zusammenzustellen. Dass die mit dem Thomasnamen verbundenen Masken- und Glaubensgestalten zu altem, vorchristlichem Glaubensgut gehören, dürfte klar sein.

Klaus Beitl, «Der Brotsegnende Heiland». Beschreibung eines Gründonnerstags- und Wallfahrtsbrauches aus Mariazell, Steiermark. Nach gemeinsamen Aufzeichnungen mit *Elfriede Lies*. In: Österreich. Zeitschrift für Volkskunde 68 (1965) 105–150, 9 Abb., 2 Zeichnungen. – Über einen bisher nicht bekannten Klein-Wallfahrtsbrauch aus Mariazell, der durch seinen mehr intimen Charakter neben der grossen «offiziellen» Wallfahrt beinahe verschwand, berichtet Klaus Beitl in einem aufschlussreichen Aufsatz, klar geordnet, überlegen dargestellt und bis in die Einzelheiten hinein befragt und belegt. Der Hinweis auf diesen Brauch fand sich in einer vom initiativen «Archiv der österreichischen Volkskunde am Österreichischen Museum für Volkskunde, Wien» gestarteten «Umfrage über Fusswaschungs-Erinnerungen». Beitl führt alle äusseren Dokumente des Brauches vor: Ort, Objekte und vor allem eine äusserst sorgfältige Darstellung des Brauchvorganges mit den vorhandenen Aufzeichnungen früherer Gestaltungen und mit den Funktionen der mit dem Brauch verbundenen Personen. Es handelt sich um einen Gründonnerstagsbrauch mit der Fusswaschungszeremonie und der spielmässigen Darstellung einer Abendmahlstafel. Die Figur des «Brotsegnenden Heilands», die ihren Sitz an der Abendmahlstafel hat, geniesst wallfahrtsähnliche Verehrung. Beitl bringt in einem Schlussabschnitt die Weiterführung der blossen Brauchdarstellung durch Vergleiche mit anderen gleichartigen Bräuchen und durch die Zuordnung in einen weiteren Rahmen.

Anton Dörrer, St. Wendel in Kult, Kunst, Namen und Wirtschaft von der Saar bis Südtirol. *Forschungen und Fortschritte* 39 (1965) 11–15. – Der Verfasser weist an Flurnamen, an

Tauf- und Familiennamen nach, wie stark der Einfluss des Alpen- und Hirtenheiligen Wendelin gewesen ist.

Niko Kuret, Praznično leto slovencev [Das festliche Jahr der Slovenen]. 1. Teil: Pomlad [Frühling]. Celje, Mohorjeva družba, 1965. 326 S., 4 Taf. – Kuret, der ein ausgewiesener Brauchkenner ist, sieht nun den ersten Teil seines lange gehegten Planes, das Jahresbrauchtum der Slovenen darzustellen, in schöner Weise erfüllt. Das «Frühlingsbrauchtum» ist erschienen; die Hauptabschnitte behandeln Fastnacht, Fastenzeit, Palmsonntag, Osterzeit, Georgsfest, Markusfest, Maifeste, Florianifest. Zwei weitere Bände sollen folgen; der letzte wird dann das Literaturverzeichnis, die Anmerkungen und Register bringen. Wir müssen aber mit Betrübnis feststellen, dass der Text nur slovenisch ist und dass sich keine Zusammenfassungen in anderen Sprachen finden. Im Grunde genommen würden diese wohl auch nicht genügen, sondern hier muss nun der dringende Wunsch geäussert werden, es möge sich ein Verlag finden, der das ganze Werk in deutscher Sprache herausbringt. Slovenien liegt ja als slavisches Land durch seine Beziehungen zu österreichischer, friulanisch-venetischer, istrischer und allgemein ostalpiner Kultur so sehr zwischen Ost und West, dass es zu einem der volkskundlich ausserordentlich interessanten Gebiete Europas gehört; sein Brauchtum müsste auch im Westen viel mehr bekannt sein.

Mihai Pop, Bräuche, Gesang und Spiel zu Neujahr in der heutigen rumänischen Folklore. In: Beiträge zur Sprachwissenschaft, Volkskunde und Literaturforschung = Steinitz-Festschrift (Berlin 1965) 314–321, 2 Taf. – Wir machen gerne aufmerksam auf diese nützliche, kleine Darstellung des Neujahrsbrauchtums im heutigen Rumänien. Pop stellt hauptsächlich drei Erscheinungen dieses Brauchtums heraus: die Colindalieder (oft mit Umzügen und mit Wettsingen verknüpft), das rituelle Pflügen (verbunden mit einem Wunschspruch und dem Rummeltopf als Musikinstrument) und die Maskenspiele (Bärenführer und Bär, und Turonbock sind mit Photos vorgeführt).

Wolfgang Brückner, Hand und Heil im «Schatzbehalter» und auf volkstümlicher Graphik. In: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1965, 60–109, 28 Abb. – Brückners Handstudie ist ganz ausgezeichnet; sie geht aus von mnemotechnischen Handdarstellungen, welche zum Erlernen der Glaubenslehre mit Hilfe eines «handlichen» didaktischen Schemas dienen. In diesen Fällen ist die Hand eine Erbauungsanleitung; ihre Deutung führt den Verfasser auf eine ganze Anzahl weiterer Verwendungen der Hände, so z. B. als Merkzeichen für Fingerrechnen und Kalenderberechnung, als die harmonische oder Guidonische Hand in der Musiklehre, als Hilfsmittel des Religionsunterrichtes für die Christenlehre, als Spiegel der Natur und Spiegel des Heils. Sehr interessant sind dann die Zusammenstellungen der geistlichen und profanen Hände in der volkstümlichen Graphik und plastischen Verwendung: die Annahand, die Marienhand, die Liebeshand, die Hand der Fatima, die Hand des Herrn aus den Wolken. Auch der Handschuhbrauch wird berücksichtigt. Die ausgewählten Bilder bereichern den Text in vorzüglicher Weise.

Hermann Dannheimer und *Lenz Kriss-Rettenbeck*, Die Eininger Eisenkreuze, ihre Deutung und Datierung. In: Bayerische Vorgeschichtsblätter (München) 29 (1964) 192–219, 8 Abb., Taf. 15–24. – Zunächst steht ein Hinweis, dass die Datierung derartiger Funde auf die Merowingerzeit zum mindesten bei manchen von ihnen zweifelhaft ist, und dass es wahrscheinlicher wirkt, wenn man sie dem Hochmittelalter zuschreibt. Für den Volkskundler ist vor allem der Abschnitt wichtig, in welchem Kriss-Rettenbeck sich zum Verwendungszweck und zur Bedeutung dieser kleinen Eisenkreuze äussert. Es sind verschiedene Bedeutungskomplexe zu unterscheiden: die Verwendung als Rechtshandlung, dann das Kreuzchen-Stecken als Heiligungs- und exorzierende Handlung und endlich das Stecken und Legen von Kreuzchen in Verwendung mit dem Wallfahrtsbrauchtum. Wir möchten besonders hinweisen auf die vorzüglichen Abbildungen, wobei auch modernes Brauchtum mit dem Stecken von Wetterkreuzchen wiedergegeben wird.

John Hennig, Die Geschichtlichkeit der Votivbilder. In: Archiv für Kulturgeschichte 47 (1965) 118–124. – Der Verfasser betrachtet und bewertet Votivbilder als Ausdruck einer Frömmigkeitshaltung, die «von der heute so hoch geschätzten liturgischen nicht ganz so weit entfernt... ist, wie es mancherorts erscheint». «Das elementarst Religiöse am Votivbild ist die Erkenntnis, dass es in dieser Welt keine Sicherung gegen Unfälle gibt»; aus dieser Erkenntnis heraus muss die Bewährung des Glaubens an eine andere Ordnung als die, welche das Tagesbewusstsein kennt, verlangt werden. Im an und für sich stereotypen Votivbild kommt deutlich das Verlangen zur Geltung, als Ausdruck einer individuellen Gesinnung angesehen zu werden. Sehr schön – und unter geschickter Ausnützung englischer Sprachmöglichkeiten – zeigt Hennig, wie im Votivbild durch gelegentliche Jahreszahlen oder Bekanntgabe des Namens (zumindest durch Initialen) der erste Schritt getan wird von der Geschichte als 'story' zur Geschichte als 'history'.

Jože Stabéj, Staro božjepotništvo slovencev v Porenje [Die alten Wallfahrten der Slovenen an den Rhein]. Ljubljana, 1965. 75 S., 4 Abb. (Academia scientiarum et artium slovenica; classis II: philologia et litterae; dissertationes, 6). – Ein Beitrag zum Thema der Fernwallfahrten. Neben anderen Fernzielen gingen Slovenen vom 14. bis 19. Jahrhundert öfters an den Rhein für ihre Wallfahrten. In rheinischen Berichten werden sie häufig als Ungarn – welche den Hauptharst der Fernwallfahrer stellten – bezeichnet; dies gilt vor allem für Slovenen aus Prekmurje, da dieses Gebiet während langer Zeit dem ungarischen Königreich angehörte. In Aachen werden die Slovenen urkundlich zum erstenmal 1454 genannt. Ob der Verfasser Recht hat mit seiner Annahme, dass die slovenische Dreikönigs-Verehrung ihre Wurzeln im Rheinland habe, müsste doch zunächst aus Quellen belegt und nicht nur aus – an und für sich möglichen – Vermutungen angenommen werden. Die – sprachlich etwas ungeglättete – deutsche Zusammenfassung lässt hierüber nichts erkennen.

Hans Commenda, Volkstumspflege. In: Linzer Kulturhandbuch (Linz, 1965) 219–238. – Wir müssen auf diesen Aufsatz hinweisen, weil er geeignet sein könnte, falsche Vorstellungen über das Fach der «Volkskunde» zu erwecken. Es handelt sich um einen interessanten, anregenden Beitrag zur «Pflege» des Volkstums; «Pflege» hat aber nicht das Geringste mit wissenschaftlicher Volkskunde zu tun; über diesen Punkt müssen wir uns völlig klar sein. Wir können als Wissenschaftler den pflegerischen Bestrebungen nur beobachtend und feststellend gegenüberstehen. Wir anerkennen auch den ehrlichen Eifer und das unablässige Bemühen Commendas um das Ideal seines «Volkstums». Aber wird das nicht einfach zum völlig leeren, veräusserlichten Gepränge, zu einem Dauer-Festzug, der jenseits aller Wirklichkeit unablässig an uns vorüberzieht wie im Theater, wo das Volk rasch hinter der Kulisse auf die andere Seite rennt und dann wieder mit seligem Lächeln und geschwellter Brust neu aufzieht? Commenda fordert «politische Vertreter» und «hochgestellte Zeitgenossen» auf, sich in «guter Volkstracht» (was ist das überhaupt: «gute Volkstracht»? Sind das heute nicht «Röhrlihosen»?) im Fernsehen und bei festlichen Anlässen zu zeigen; das «Landesjugendsingen» soll als eine Vorstufe des «Bundesjugendsingens» gefördert werden; ein Festzug bietet «ein wunderbares Bild des Volkslebens» (die 300 Arbeitstage des Jahres haben offenbar mit «Volksleben» nichts zu tun). In der Fülle von volkstümlichen Besonderheiten, die Linz entwickelt hat, gehören neben der Linzer Goldhaube, dem Linzer Tanz und der Linzer Torte auch die «Linzer Frauenschönheit» (wie ist das volkskundliche Rezept hiefür?). – Betonen wir noch einmal: der Aufsatz ist ein wertvolles Beispiel für volkstums-pflegerische Bemühungen der modernen Zeit; es lohnt sich, mit ihm sich auseinanderzusetzen; aber wir dürfen nicht etwa in den Fehler fallen, hierin die Aufgabe der «Volkskunde» zu sehen. Commenda selbst tut dies übrigens nicht, was ich gerne anerkennen möchte.

Ernst Burgstaller und *Ludwig Lauth*, Felsgravierungen in den österreichischen Alpenländern. In: Jahrbuch des oberösterreichischen Musealvereines (Linz) 110 (1965) 326–378, 47 Abb. auf Taf. – Burgstaller hat sich schon seit vielen Jahren um die Aufhellung der

rätselhaften österreichischen Felsbilder bemüht. Wir haben seinen ersten Bericht in dieser Zeitschrift (57, 1961, 197) kurz angezeigt. Nun freuen wir uns, hier auf einen weiteren, durch den Reichtum der Fundorte ganz erstaunlichen Bericht hinweisen zu können. Burgstaller sagt deutlich, dass diese Felsgravierungen weit verbreitetes, allgemein gültiges Gedankengut zum Ausdruck bringen, das wegen seiner Zeitlosigkeit und kontinentalen Verbreitung einen Forschungsgegenstand der Volkskunde bilde. In diesem neuen, zusammenfassenden Artikel vermittelt der Verfasser eine allgemeine Charakteristik der Fundstellen und eine Schilderung der Aufnahmen und des Erhaltungszustandes der Bilder. Danach folgt eine systematische Übersicht über die wichtigsten Motive der abstrakten und figürlichen Zeichen, wobei sie mit Parallelen aus der rezenten österreichischen Volkskunst verglichen werden; auch auf ähnliche Bilder an anderen europäischen Fundorten wird hingewiesen. Wir haben also vorläufig einfach eine Bestandesaufnahme vor uns, die in der Tat höchst überraschend ist. Deutungs- und Datierungsfragen sind einer späteren, grösseren Publikation vorbehalten. Man möchte sich für diese auch wünschen, dass die Motive auf den Photos durch beigegebene Zeichnungen noch etwas klarer erkennbar heraustreten.

Les marionnettes liégeoises et «tchantchès». Liège, Editions du Musée de la Vie wallonne, 1965. 16 S., Abb. – Ein hübscher, kleiner Museumsführer, für den *Elisée Legros* einen straff gefassten, alles Wesentliche beiziehenden Text geschrieben hat. Die wallonischen Marionetten haben gewöhnlich eine Aufhängevorrichtung und Bedienungsfäden. In Liège kennt man nur den eisernen Aufhängestab. Die Figuren sind meist von den Spielern selbst geschnitzt; zu einer Spielgruppe gehören etwa 150 Figuren. Der Stoff der Spiele stammt aus Ritterromanen und billiger Unterhaltungslektüre (Legros führt viele Titel des volkstümlichen Repertoires an); an Weihnachten wurde hie und da ein Christi-Geburts-Spiel und an Ostern ein Passionsspiel aufgeführt. Die Marionettentradition geht für Liège etwa auf 1860 zurück. – Legros gibt einen Katalog der im Museum ausgestellten Figuren; eine ausführliche Schilderung erfährt die Figur des «tchantchès», der seiner Funktion nach etwa dem Kasperle entspricht.

Wayland D. Hand, Status of European and American legend study. In: Current Anthropology 6 (1965), no. 4, 439–446. – Wayland Hand war von Anfang an verbunden mit den jüngsten europäischen Bemühungen um eine neue Einteilung des Sagenkomplexes und um die Herstellung von nationalen Sagenkatalogen, aus denen heraus dann der internationale Sagenkatalog erwachsen sollte. Wenn er also einen Bericht über alle diese Probleme vorlegt, so kennt er sich darin vorzüglich aus. Ich würde denn auch den vorliegenden Aufsatz ohne Zögern als den besten, jetzt bestehenden, Rechenschaftsbericht über Sagenprobleme bezeichnen. Wer sich dafür interessiert, wird hier in Kürze alle dokumentarischen Angaben finden. Beigefügt sind ein provisorisches Sageneinteilungsschema und eine bibliographische Zusammenstellung der von Hand erwähnten Bücher und Aufsätze.

Erhard Riemann, Formen der Flachsbearbeitung in Ost- und Westpreussen. In: Kulturraumprobleme aus Ostmitteleuropa und Asien (Kiel 1964) 127–150, 2 Abb., 4 Verbreitungskarten. – Die Unterlagen für diese Abhandlung stammen aus dem Archiv des Preussischen Wörterbuches, für das der Verfasser seit 1953 das Material mit Hilfe von 50 Fragebogen zusammengetragen hat. In die Fragebogen waren eine grössere Zahl volkskundlicher Fragen eingebaut, so eine, welche die Flachsbearbeitung geschildert wünschte. Die eingegangenen Antworten ergaben, dass für Ost- und Westpreussen sich deutlich zwei verschiedene Arbeitsweisen herausheben, die sich auch geographisch ziemlich klar voneinander abgrenzen, was aus den beigegebenen vier Karten ersichtlich wird. Die Arbeitsvorgänge werden vom Verfasser im einzelnen genau beschrieben (mit Angabe der Dialektwörter). Er betont, dass diese Arbeitsvorgänge wahrscheinlich nicht an ein bestimmtes Volkstum gebunden waren (also etwa litauischen oder niederdeutschen Einfluss bezeugen), sondern dass sie alteuropäisch sein dürften und als solche über weite Räume hin verbreitet waren.

Lajos Takács hat mehrere Arbeiten über altertümliche, landwirtschaftliche Arbeitsmethoden geschrieben, die für europäische Vergleichsstudien sehr nützlich sind. Da ist zu nennen: «Einige Charakterzüge der Rodungswirtschaft in den Göcsejer Weilern» (Originaltitel: Az irtásos gazdálkodás néhány jellegzetessége a göcseji szegekben), in: Ethnographia 75 (1964) 489–517; ausführliche deutsche Zusammenfassung. Der gemeinschaftliche Wald freier Bauern, der im allgemeinen zum Waldweidegang des Viehs diente, wurde gelegentlich an einigen Stellen gerodet. Jeder Bauer konnte sich frei ein Stück aussuchen. Das Roden geschah durch das Absterbenlassen der Bäume; dann wurden die Strünke und Wurzeln entfernt, sogut man es mit Beil und Haue vermochte. War der gerodete Platz nicht mehr verwendbar, wählte man sich einen anderen aus; man errichtete dort auch ein neues Haus und liess das alte zerfallen. Wir stossen hier also auf die eigenartige Erscheinung von veränderlicher Ansiedlung, die auch anderswo in Europa Parallelen aufzuweisen hat. – «Zur Frage des Jätens der Ackerfelder» (Originaltitel: A szántóföldi irtás kérdéséhez), in: Ethnographia 75 (1964) 233–244, 10 Abb.; deutsche Zusammenfassung. Das Unkraut, vor allem die Ackerdistel, wird mit dem (auch bei uns gebrauchten) Unkrautstecher ausgestochen. Manchmal wird auch ein «Strauchmesser» (eine Art Gertel) verwendet, das gelegentlich aus der Spitze eines alten Sensenblattes besteht. – «Der Binderstock aus Ormánység» (Originaltitel: Az ormánysági kötözőbot), in: Néprajzi Értesítő 46 (1964) 149–157, 7 Abb.; deutsche Zusammenfassung. Ein Stock mit einem Seil, der verwendet wird, damit die Getreidegarbe nicht auseinanderfällt. Er kommt nur im Bereich der gezähnten Sichel vor.

Jukka Eenilä, Uitto ja uittotyöläiset Paimionjoen vesistössä [Die Flösserei und die Flösser im Fluss Paimionjoki]. Turku, 1965. 28 S., 7 Abb. Deutsche Zusammenfassung. (Scripta ethnologica, 21). – Die Veröffentlichungen des Volkskundlichen Instituts an der Universität Turku sind um ein weiteres Heft bereichert worden. Die ausführliche deutsche Zusammenfassung erlaubt es, brauchbares Vergleichsmaterial über das Flösserwesen zur Hand zu haben. Neben der Schilderung der eigentlichen Arbeit werden auch Angaben über Lohnverhältnisse, Kleidung und Unterkünfte gegeben. Allerdings brachten es die Flösser nicht zur Bildung von festen, bindenden Traditionen; ihre Arbeit war für sie immer nur ein Nebenerwerb während verhältnismässig kurzer Zeit.

Alfredo Giovine, Li «senètte» de amore de lo popolo de Baro. Strambuotti e canzuni de lo tiempo antiquo. Bari, Archivio delle tradizioni popolari baresi (Via Crisanzio 80/D), 1964. 92 S., Abb., mus. Noten. – Um die Meinung zu entkräften, Bari besitze keine originalen Volkslieder, gibt Giovine hier eine stattliche Anzahl von Vierzeilern und anderen Liedern; eine Reihe davon sind mit musikalischer Notierung versehen. Es geht dem Herausgeber darum, die Lieder in der wirklich gesungenen Dialektform wiederzugeben; er hat deshalb für alle bei älteren Gewährspersonen neue Aufnahmen gemacht. Bei jedem Lied ist der Name der Gewährsperson angegeben; es wird vermerkt, ob (und wo) ein Lied bereits publiziert wurde; unter dem Dialekttext findet sich jeweils eine Übertragung ins Schrift-Italienische. Die Sammlung ist deshalb nicht nur für den Liedforscher von Interesse sondern auch für den Linguisten. Wildhaber